

taz

freitag

# die tageszeitung

17. oktober 2025



Küche: Daniele d'Alesandro, Konrad Lenck, Katrin Döring, Sah Alam Bhuijan, Chris Löwe, Rafiquel Mohamed Islam (v. l. n. r.). Nicht im Bild: D. Melake, H.J. Buntrock, N. Issa, N. Krüger

## Halt dich an deiner Zeitung fest

Die taz stellt den Druck ihrer werktäglichen Ausgabe ein – aber digital bleiben wir bei Euch.  
Ein Abschied als Gesamtkunstwerk. Und mit denen, die diese Zeitung möglich machen

### VERBOTEN

Guten Tag,  
meine Damen und Herren!

Während Sie noch um die letzte werktägliche Papierausgabe der taz trauern, befassen wir uns bereits mit der Klimakonferenz in Brasilien, dem US-weiten Protesttag gegen Trump, Nazis im Bundestag und dann war noch was mit Herbst im Reformhaus – kurz: Die taz macht weiter, das Layout drängt, die Seite muss weg. Aber zum Glück ist es heute das letzte Mal,

dass die so einen Druck machen.

Brief von Linda, 44, Leserin seit 25 Jahren, zur letzten gedruckten taz

*Meine liebe taz,*

Heute schreibe ich dir zum ersten Mal ein paar persönliche Zeilen.

Wehmütig denke ich an den 17. Oktober – mir fällt der Abschied von dir als gedruckter Zeitung wirklich sehr schwer. Ich verstehe den Schritt und bleibe natürlich auch weiterhin Abonnentin, dennoch sträubt sich alles in mir, ständig auf ein Gerät zu schauen, das Rascheln der Zeitung nicht mehr zu hören und mit meinen Gewohnheiten bre-

chen zu müssen. Ich habe so viel mit dir erlebt.

Als ich ungefähr 19 Jahre alt war – inzwischen bin ich 44 –, habe ich dich abonniert. Ich stamme aus einem winzigen Dorf in Schleswig-Holstein, regionale Presse gab es bei uns zu Hause nicht, sondern eine wöchentlich erscheinende, sehr große und dicke Zeitung. Das reichte mir aber nicht – ich wollte täglich informiert werden. Also arbeitete ich an einer Tankstelle und gab

mein Geld für dich aus. Danke für dein Solidaritätsprinzip. Dadurch warst du auch für mich finanzierbar.

Mit 20 bin ich von zu Hause ausgezogen, und du bist natürlich mitgekommen – nach Amrum. Später sind wir zusammen nach Leipzig gegangen, und da leben wir bis heute. Ich habe dich an Gefängnisse geschickt, an Nachbar\*innen verteilt und ich war jeden Tag glücklich, dass du bei mir im Briefkasten lagst.

Als mein erstes Kind 2006 geboren wurde, habe ich begonnen, jede Geburtstagsausgabe aufzubewahren. Mein großes Kind hat nun also das Glück, 19 Ausgaben der taz zu besitzen. Für die weiteren Kinder kann ich nun nur die wochentaz aufbewahren oder die Digitalausgabe ausdrucken – auch okay, aber nicht dasselbe.

Liebste Print-taz, ich werde dich unendlich vermissen.

Deine Linda

Anzeige

Nothilfe für Gaza – helfen Sie mit Ihrer Spende



Einfach scannen & spenden  
[caritas-international.de/gaza-spenden](https://caritas-international.de/gaza-spenden)

caritas  
international



5 0642

Ausgabe Berlin  
Nr. 13732

€ 3,60 Ausland  
€ 3,00 Deutschland

Die taz wird ermöglicht durch

25.098

GenossInnen, die  
in die Pressevielfalt  
investieren.  
Infos unter [geno@taz.de](mailto:geno@taz.de)  
oder 030 | 25 90 22 13

Aboservice: 030 | 25 90 25 90  
fax 030 | 25 90 26 80  
[abomail@taz.de](mailto:abomail@taz.de)  
Anzeigen: 030 | 25 902 -130 / -325  
[anzeigen@taz.de](mailto:anzeigen@taz.de)

taz Shop: 030 | 25 90 21 38  
Redaktion: 030 | 259 02-0  
[briefe@taz.de](mailto:briefe@taz.de)  
taz  
Postfach 610229, 10923 Berlin

taz in sozialen Medien  
[taz.de/social](https://taz.de/social)

taz.de

Die  
Seitenwender

Der Künstler Christian Jankowski hat für diese Ausgabe Hände und Menschen porträtiert

Durch wie viele Hände geht die taz? Viele sind es. Sehr viele. Zusammen mit dem Künstler Christian Jankowski, den wir mit der Gestaltung der letzten auf Papier gedruckten Ausgabe betraut haben, versuchen wir es herauszufinden. Jankowski, Konzeptkünstler und oft partizipativ arbeitend, ist konzeptionell und oft partizipativ und damit zu den wichtigsten deutschen Künstlern seiner Generation gehört, die sich unserem Haus furchtlos, mit Humor und am Ende formatsprengend. Eine Idee drängte sich ihm dabei schnell auf: Was nach der Seitenwende eigentlich aus den Drucker\*innen? Jankowskis Kunst gleicht oft einem sozialen Experiment. Mehrfach hat er dafür mit spezifischen Berufsgruppen zusammengearbeitet, mit sogenannten Systemrelevanten während der Covidpandemie etwa oder Museumsmitarbeiter\*innen, häufig mit Menschen, die im Hintergrund die Geschicke leiten. Also holte Jankowski die Druckereimitarbeitenden mit auf die Seiten. Oder zumindest ihre Hände. Sie präsentieren ihr Druckerzeugnis, hinterlassen ihre Spuren, halten die taz in den Fingern, so wie nun Sie. Jankowskis Idee einer Zeitung in der Zeitung schien uns ein passendes Bild, entsteht hier durch die fotografische Dokumentation der letzten Werktagsausgaben zugleich Bild und Abbild: So wie auch diese taz gleichzeitig Zeitung und historisches Zeugnis ist und so wie auch stets für uns die gedruckten Nachrichten des Tages doch die Neuigkeiten von gestern waren.

Die Drucker\*innen rahmen, sie halten diesen doppelten Moment für uns. Sie blicken schon zurück, auf diese letzten Seiten, die sie tagtäglich für Sie, die Lesenden, produzierten. Ihre Hände, Symbole für Zusammenhalt und Widerstand, Arbeit und Tat, erzählen dabei ganz eigene Geschichten. Von ebenjener Arbeit und dem dazugehörigen Leben, von Stil, Gender, Alter und Angewohnheiten. Und sie blicken auf andere: Sie blicken auf uns bei der taz, die in der digitalen Zukunft bleiben werden.

Die Umsetzung von Christian Jankowskis Konzept war herausfordernd. Wenn Satzspiegel und Anzeigen kleiner werden, müssen Layout und Repro, Redaktion und Anzeigenabteilung gerufen werden, schnell wurde deutlich, wie viele Menschen Hand in Hand an einer taz arbeiten. Einige davon hat Jankowski auf den letzten Seiten festgehalten. Um sie vor die Linse des vom Künstler beauftragten Fotografen Joerg Reichardt zu bekommen, brauchte es manchmal Diplomatie und Überredungskunst. Alle 382 Festangestellten abzubilden, war weder der Plan noch möglich und unterlag Eigendynamiken. Die Fotos halten diesen historischen Moment fest.

Mitarbeitende kommen und gehen, ganze Abteilungen entstehen und verschwinden. Wie jede Zeitung dokumentiert auch unsere letzte gedruckte Werktagsausgabe vor allem eins: die Zeit. Und wenn Hände der Seitenwender Worte verdecken, verweist auch das auf den, auf unseren Aufbruch ins E-Paper, in dem die Texte lückenlos zu lesen sind.

Beate Scheder und Hilka Dirks

Impressum Sonderseiten

Redaktion: Hilka Dirks, Luisa Faust, Anne Fromm, Katrin Gottschalk, Canset İcpinâr, Donata Künßberg, Dirk Knippahls, Daniel Schulz  
Grafische Gestaltung: Nadine Fischer, Carmen Seils  
Produktion: Bernd Cornely, Tim Seidel, Aletta Lübbers, Oliver Schümers  
Fotos: Miguel Ferraz, Joerg Reichardt  
Anzeigen: Dieter Schwengler, Söntke Tümmler  
Seitenplanung: Uwe Strecker  
Dokumentation: Almuth Müller  
Ein Teil der Auflage enthält eine Beilage von: Medica Mondiale e. V.

Packer, Wolfgang Panck

Das nächste Kapitel

Seit 2011 denken wir über die Zukunft des taz Journalismus ohne täglich gedruckte Zeitung nach. Jetzt ist der Moment gekommen. Er steht für uns im Zeichen von Aufbruch und Solidarität

Aus Berlin Katrin Gottschalk, Barbara Junge und Ulrike Winkelmann

Auf der Frankfurter Buchmesse 1977 flog die Idee einer linken Tageszeitung bereits durch die Luft, auf dem Tunix-Kongress 1978 stand sie auf der Tagesordnung, und am 27. September 1978 erschien schließlich die erste Nummer der taz. Gefragt nach dem stärksten Gefühl in dieser Zeit, antwortete taz-Mitgründer Arno Widmann einmal: Aufbruch.

Endlich eine eigene, linke Tageszeitung zu machen und jeden Tag herauszufinden, was das sein kann, das elektrisierte die Gründer\*innen. Und sie wurden schon damals getragen von vielen. Dass die taz entstehen konnte, war denjenigen zu verdanken, die bereits ein Abo der Zeitung abschlossen, als es sie noch gar nicht gab – und damit den Druck überhaupt erst ermöglichten.

Bis heute wird die taz fast ausschließlich von ihren zahlenden Leser\*innen getragen, seit 1992 sogar von mittlerweile über 25.000 Genoss\*innen besessen. Solidarität durchzieht die Struktur unseres Verlages und auch unsere Berichterstattung. Unser Redaktionsstatut hält fest, dass wir insbesondere den Stimmen Raum geben, die gegenüber den Mächtigen kein Gehör finden. Um dies auch in Zukunft leisten zu können, muss die taz wirtschaftlich bleiben.

Und hier ist sie nun also: die letzte gedruckte Werktagsausgabe der taz. Das klingt so umständlich, dass sehr viele Menschen, auch bei uns im Haus, diese Ausgabe schlicht als „die letzte Ausgabe“ bezeichnet haben. Das ist grundlegend falsch und richtig zugleich.

Wir werden auch nach diesem 17. Oktober 2025 weiter drucken – unsere wochentaz, die sich einer stetig

wachsenden Leser\*innenschaft erfreut. Wir werden nach diesem 17. Oktober auch weiter täglich eine Zeitung machen in Form eines ePapers, das sowohl die gewohnte Seitenansicht ermöglicht als auch ein bequemes Lesen in der bildschirmpassenden Textansicht. Aber.

Aber es fällt doch etwas weg. Das tägliche Anfassen einer Zeitung. Das tägliche Rascheln einer Zeitung (auch wenn wir dies im ePaper elektronisch reproduzieren, achten Sie einmal darauf!). Die tägliche Zeitung am Esstisch, die nicht erst über ein technisches Gerät bedient werden muss. Wir können und wollen nicht verhehlen, dass etwas fehlen wird.

Dass dies die „letzte Ausgabe“ sei, ist grundlegend falsch und richtig zugleich

Und doch steht diese Ausgabe im Zeichen von Aufbruch und Solidarität.

Seit 2011 denken Menschen in der taz über die Endlichkeit des täglichen Papiers nach. Seit 2018 arbeiten wir daran, unsere anderen taz-Produkte so zu stärken, dass sie diesen großen Verlust auffangen können. Wir haben schon oft darüber geschrieben, warum wir nun aufhören, unsere tägliche Ausgabe zu drucken. Manchen Genoss\*innen und Leser\*innen kommt es schon zu den Ohren heraus.

Deshalb haben wir für diese Ausgabe die Geschichte unserer Transformation neu erfunden – als Agententhriller. Wie ein Staffeltab ging die Geschichte unter 16 Redakteur\*innen der taz von Autor zu Autorin

und nahm jeweils eine neue, nicht vorhersehbare Wendung. So ist ein Kettenroman entstanden, es ist Fiktion, Literatur – so wie der Großteil der Texte in dieser Ausgabe.

Wir haben 13 deutsche und internationale Autor\*innen gebeten, über Aufbruch und Solidarität zu schreiben. Die Form, die sie dafür wählen konnten, war ganz frei. Sie schreiben über eine Nasen-Operation, über Münzen in einem Brunnen und über einen Besuch im Spielcasino – Themen, die auf den ersten Blick weit weg sind von dem, was sonst in der taz steht. Aber genau das war unsere Idee: ein Ausbruch aus der Nachrichtenwelt, die uns allzu oft den Atem raubt, in deren Strudel wir glauben, dass alles nur schlechter wird. Dabei gibt es sie, die Solidarität, die Momente von Liebe und Schönheit. Die Autor\*innen dieser Ausgabe machen sie sichtbar.

Arundhati Roy schrieb einmal: „Another world is not only possible – she is on her way. On a quiet day I can hear her breathing.“ Eine andere Welt sei nicht nur möglich, sondern schon auf dem Weg. An einem ruhigen Tag könne sie sie atmen hören.

Für die Gestaltung dieser besonderen Ausgabe haben wir den Künstler Christian Jankowski gewinnen können. In seiner Konzeptkunst richtet er den Blick häufig auf diejenigen, die zu wenig gesehen werden. Er teilt auf seine Weise also unser solidarisches Selbstverständnis.

Die Grundsätze unserer journalistischen Arbeit werden bleiben. Daran ändert nicht, dass Sie nun die letzte gedruckte Werktagsausgabe der taz in den Händen halten. Daran wird auch keine künstliche Intelligenz etwas ändern – oder welche technischen Entwicklungen auch immer noch vor uns liegen. taz bleibt taz.

Layout und Repro  
Nadine Fischer,  
Bernd Cornely,  
Claudia von Heydebrand,  
Regina Ewald,  
Oliver Schümers,  
Georg Ramsperger,  
Ulrich Kuesters,  
Carmen Seils.  
(v.l.n.r.)  
Nicht im Bild:  
Kay Boehm,  
Karoline Bofinger, Ali Arab Purian,  
Aletta Lübbers,  
Daniela Leupelt, Tim Seidel, Sonja Trabant,  
Christiane Voß



# Spionin in der Redaktion

Als erste überregionale Tageszeitung stellt die taz den Druck ihrer täglichen Ausgabe ein. Es ist nicht das erste Mal, dass sie Mediengeschichte schreibt. tazlerInnen haben aus der bewegten Vergangenheit der Zeitung einen autofikionalen Agententhiller geschrieben – als Fortsetzungserzählung, weitergereicht über zwei Wochen von einem zur anderen

Von Felix Zimmermann, Simone Schmollack, Konstantin Nowotny, Nicole Opitz, Jasmin Kalarickal, Beate Willms, Svenja Bergt, Anja Mierel, Katrin Gottschalk, Ulrike Winkelmann, Anja Krüger, Andreas Rüttenauer, Sophie Jung, Harriet Wolff, Jens Uthoff und Anne Fromm



**Foto-redaktion**  
Isabel Lott,  
Sima Ebrahimi,  
Christian  
Jungeblodt,  
Erik Irmer,  
Ulla Dahmen,  
Elke Seeger  
(v.l.n.r.)  
Nicht im Bild:  
Matthias  
Königschulte

Sie musste Stefan anrufen, am besten sofort. Der Abend, ach, die ganze Nacht wäre fast in einem Desaster geendet. Beinahe hatte sie sich verraten. Stefan hatte sie auf diesen Haufen einfach miserabel vorbereitet. Sie musste das bereden. Klären, wie es weitergehen würde, besser: ob es weitergehen kann. Ob sie die Richtige war. Aber erst musste sie einigermaßen klar reden können. Was würde ihr Führungsoffizier denken, wenn sie völlig verkatert bei ihm anriefe und halbwirres Zeug redete? Außerdem lag dieser Michi neben ihr, der war einfach mitgekommen. Na ja, sie hatten rumgeknutscht und dann hatte sie nichts dagegen gehabt. Wenn es der Sache diene ... War ihr noch nie passiert, dass sie so schnell Zugang in eine Gruppe bekommen hatte. Naive linke Westdeutsche. Michi fand sie attraktiv, war ihr den ganzen Abend nicht mehr von der Seite gewichen bei dieser Party. Was genau der Anlass für die Feier gewesen war, war ihr nicht ganz klar geworden – wie so vieles nicht. Manches war aber auch im Dunst permanent kreisender Riesenjoins untergegangen. Und gesoffen wurde da, es war der Wahnsinn.

Sie musste das sortieren: Eine Zeitung hatten sie gegründet, „tätlich links und radikal“. Das hatten sie ständig gesagt und, je später der Abend wurde, gelallt, „tätlich linggs un ra-addikaal“. Was das aber genau sein sollte, schien niemand zu wissen. Da liefen Trotz-kisten rum und grüne Zauselbärte, kurzhaarige Frauen mit Strickpul-lis, einer wollte „die Arbeiter“ erreichen, in einer Ecke saßen ein paar Typen, die enge Hemden trugen und betont breitbeinig in abgenutzten Polstermöbeln saßen, „die stehen auf Minderjährige, die Pádo-Fraktion“, hatte Michi ihr zugeraut, andere waren wohl mit einem Bein im Untergrund oder auf dem Absprung. Einer saß da, der sagte den ganzen Abend nichts, guckte nur leicht spöttisch durch seine runden Brillengläser, trank nur Wasser. Ob der einen Plan hatte? Ein einziges Durcheinander war das, anscheinend durfte jeder mitmachen – und sie sollte sich einen Überblick verschaffen. „Tazzler“ nannten sie sich, „aber mit zwei Z“, wie Michi sagte, darin immerhin waren sie sich einig. Dass Stefan offenbar auch ziemlich orientierungslos war, zeigte ihre Tarnidentität: Carmen, Tochter eines antifrankistischen Repu-

blikaners, der auch in Lateinamerika gekämpft hatte. Das würde diese westdeutschen Linken bestimmt beeindrucken und ihr die Arbeit erleichtern, hatte Stefan vermutet. „Die sind viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, die kennen gerade mal Che Guevara.“ Und genau das war fatal gewesen! Denn die meisten von denen hatten einen Lateinamerikafimmel. Die kannten jede Guerillagruppe und sammelten Geld für die Guerrilleros in El Salvador. El Salvador, ausgerechnet, da hatte sie echt Lücken. War das die Tendencia Revolucionaria, TR, oder das Ejercito Guerrillero del Pueblo? EZLN? FARC? FMLN? FSLN? Herrie! Sie hatte zu wenig Zeit gehabt, sich vorzubereiten. Stefans Vorgesetzter im Ministerium für Staatssicherheit hatte gedrängelt: „Wir brauchen endlich Klarheit, was diese Tageszeitung vorhat, auf welcher Seite die stehen.“ Angeblich hatte er sie ausgewählt, weil sie schon in Bonn ziemlich nah an die Naturschutzpartei „Die Grünen“ gekommen war, deren Protagonisten den Obersten aber schnell zu unwichtig erschienen waren: „Es reicht, mehr Müslirezepte brauchen wir nicht“, hatte Stefan ihr übermittelt. Dann war sie abgezogen worden.

Jetzt also: Berlin-Wedding, ein ehemaliger Industriekomplex, die taz und das Chaos. Ein stickiger Raum voller Menschen, Carmen mittendrin. „Jetzt sag schon, wie bewertest du den Einfluss von Ernest Mandel auf die Nationale Befreiungsfront in El Salvador?“ Zum Glück war Michi genau in dem Moment dazugekommen, hatte sie mit seinen flackernden Augen fixiert und sie aus der Gruppe der Sandinisten-Amigos gezogen. „Komm, wir gehen kurz raus“, hatte er gesagt. **Alltag in der Wattstraße** Es war spät geworden gestern, Basisdemokratie halt. Wer am längsten sitzen bleibt, kriegt seine Sachen durch, das hatte Brigitte schnell gelernt. Also blieb sie bis zum bitteren Ende in der Redaktion, im Gegensatz zu dieser Neuen, Carmen. Die schien nur vögeln zu wollen. Brigitte aber durfte nichts verpassen. Also war sie heute wieder die Erste in der Redaktion und setzte sich erst einmal eine Sandinodröhnung auf. Ohne den schwarzen Magenkiller würde aus diesem Tag nix werden. „Ihr müsst alle zum Heinrichplatz, die Bullen haben gestern ...“ Oh Mann, der hatte gerade noch gefehlt: Christian Specht, dieser

besondere Kollege. Sprang auf der Demo rum, lobbyierte sich für ein Behindertenparlament, malte Bilder und hängte in der Redaktion auf. Seit Neutem kreuzte dieser Junge jeden Tag hier auf. „Christian, außer uns ist noch keiner da“, versuchte es Brigitte, um schnell davon abzulenken, dass sie selbst auch schreiben könnte. Der junge Mann trug eine hölzerne Kamera um den Hals, die er offensichtlich selbst gebastelt hatte. „Und der schwarze Block, die haben mich ausgegrenzt, das geht gar nicht“, beschwerte er sich. „Na, komm, Spechti, ich nehm dich schon mal mit hoch.“ Brigitte verschwand mit dem wütenden Christian in die Redaktionsräume. Grüne Ohrringe aus Plexiglas, Strickpullover, spitze Stiefel – ihre Tarnung war gut. Die meisten fanden sie ganz nett, aber auch ein bisschen undurchsichtig. Fundi oder Realo? Bei Brigitte wusste man nicht, woran man war. Kaum an ihrem Platz, klingelte das Telefon, Durchwahl -212. Puh, Kalle. Klar, der hatte wie Brigitte gestern nur Wasser getrunken und saß schon wieder über den Kontoauszügen. Immerhin, der Einzige in diesem Haufen, der ansatzweise Ahnung von Zahlen hatte. „Ham wir Post von den Anwälten?“, kam es grußlos aus dem Hörer. Was meinte der? Und apropos Anwalt, wann kam eigentlich Ströbele mit den Schrippen? **Revolution vor der Haustür** Hektisch kramte Carmen in der Tasche. Wo war dieser Kaja! Ohne einen neuen Lidstrich konnte sie sich in der Redaktion nicht blicken lassen. Wenn ihre Kollegen sehen würden, dass sie die ganze Nacht geheult hatte, wäre sie enttarnt. Es waren jetzt schon fünf Monate, die die taz in der Kochstraße saß, gleich beim Checkpoint Charlie. Carmen fiel es immer noch schwer, hier zu arbeiten. In Sichtweite des antifaschistischen Schutzwalls. Aber der war jetzt eh Geschichte. Letzte Nacht waren sie auf ihm rumgesprungen wie auf einem Klettergerüst. Diese Idioten. Klar, es hatte sich abgezeichnet, dass etwas ins Rutschen gerät. Die große Demo auf dem Alex, das neue Politbüro. Aber der Schutzwall, kaputt? Carmen konnte nicht fassen, wie man so leichtfertig alles hinter sich lassen konnte, woran sie geglaubt hatten. **Fortsetzung auf Seite 4**

## taz-Chronik: So war es wirklich

**1978** Auf dem Tunix-Kongress im Januar an der Technischen Universität in West-Berlin wird die Gründung einer linken Tageszeitung verkündet. Am 27. September 1978 erscheint die erste Nullnummer der taz.

**1979** Seit dem 17. April 1979 erscheint die taz täglich. Die Startauflage liegt bei 63.000 Exemplaren, verkauft werden 20.000. Redaktion und Verlag sitzen in der Wattstraße in Berlin-Wedding. Das Einheitsgehalt der MitarbeiterInnen beträgt 800 Mark.

**1981** Die ersten Frauenseiten erscheinen, die taz führt das Binnen-I ein und am 6. Oktober erscheint die erste Ausgabe der taz-hamburg. Die Regionalredaktion in Hamburg existiert bis heute, seit 1986 mit Bremer Außenposten.

**1989** Die taz wird Hausbesitzerin und zieht um: Ihr gehört nun ein denkmalgeschützter Altbau in der Kochstraße 18, mitten im alten Zeitungsviertel, 50 Meter vom Checkpoint Charlie entfernt.

Fortsetzung von Seite 3

„Guten Morgen, meine Sonne“, rief es hinter ihr. Sie erkannte die Stimme sofort. Christian. „Die Mauer ist weg, Carmen.“ „Ja.“ Mehr brachte sie nicht hervor. Mit Christian verband sie eine Hassliebe. Er war es, der ihr immer widersprach, wenn sie versuchte, Texte über die wahren Verhältnisse im real existierenden Sozialismus in der Zeitung unterzubringen. „In der DDR gibt's ja nicht mal freie Radios“, hatte er ihr an den Kopf geknallt. Andererseits war er der Einzige unter diesen bürgerlichen West-Linken, der noch immer von einer echten Revolution träumte.

Denn davon hatten sie hier keine Ahnung. Die taz war ein Haufen Linksextremisten, ohne klare politische Linie. Ihr Blick auf die DDR? Kleinbürgerlich-anarchistisch, ohne Verständnis für die Erfordernisse und Probleme des sozialistischen Aufbaus. So hatte sie es Stefan ins Ministerium durchgegeben.

Christian schob Carmen in das Treppenhaus. „Los, wir müssen eine Zeitung machen“, sagte er. Nur wie sollte ihr das heute gelingen? Die DDR war am Ende. Wenn jetzt auffliegt, dass sie gar nicht Carmen, die Journalistin aus Marburg war, was würden diese Linkschaoten dann mit ihr machen?

Carmen drehte um und schwang sich auf ihr Rad. Sie raste durch die jubelnden Massen am Grenzübergang Checkpoint Charlie. Wahnsinn, was hier los war. Über den Alex, immer gerade aus. Vor dem Plattenbau in der Magdalenenstraße parkte sie ihr Rad. Sie nahm

drei Treppenstufen auf einmal, bis sie oben angelangt war. Hauptabteilung XXII, zuständig für Terrorabwehr. Dort waren ihre letzten zehn Jahre in der taz archiviert. Einschätzungsberichte, Observationsprotokolle, Charakterstudien der taz-Mitarbeiter.

Stefans Büro war leer. Carmen riss die Akten aus dem Schrank. „Registriernummer XV 1268/86“, stand handgeschrieben auf der ersten. Carmen schmiss den Schredder an und gab das Papier seinen Klingen hin. Als sie alle 42 Akten vernichtet hatte, ließ sie sich in Stefans Sessel fallen. Im Spiegel sah sie ihr erleichtertes Gesicht. Noch einmal zog sie ihren Lidstrich nach. Sie würde nun zurück in die taz fahren und Zeitung machen. Sie würde die abgeklärte West-Linke geben, aufgekratzt von dieser historischen Nacht. „Die Mauer tritt zurück – Wann geht Kohl?“ wäre das nicht eine gute Zeile für die Seite 1 morgen? Und sollte die taz jetzt nicht schnell ein Büro in Ost-Berlin gründen? Das musste sie gleich Kalle erzählen.

Eine für alle

Rumms! Da war es wieder. Rumms! Carmen zog sich das Kissen über den Kopf. Sie musste nachdenken. Wieder krachte es, „Ha!“, brüllte jemand. Warum war sie bloß hier in die Linienstraße gezogen? Und warum mussten sich diese Hausbesetzerinnen immer Neues einfällen lassen?! Erst wollten die Frauen eigene Räume. Und jetzt waren sie dabei, die Wände zu durchbrechen. Privateigentum ist der Beginn aller Bösen, sagten sie. Oder so. Da

hatte sie beim Plenum nicht mehr hingehört. Denn gerade vorher hatte dieser Emil, wegen dem sie ihre taz-Auszeit hier verbrachte, etwas erzählt, das vielleicht neue Wege öffnete.

Die Ost-taz war ein Reinfeld gewesen. Sie hätte hier alle Zelte abbrechen sollen. Aber irgendwie hatte sie sich in der taz verdingelt und das große Ganze aus den Augen verloren. Ein bisschen Abstand war nötig gewesen. Sie würde ein Buch schreiben, hatte sie erzählt. Die Linienstraße war ihr dafür als guter Ort erschienen. Hier hatten viele Tarnnamen, alle waren irgendwie antikapitalistisch, antifaschistisch, feministisch – wie in der taz, nur linker. Diskutiert wurde leider genauso viel.

Aber nun hatte also Emil, der ab und zu für die taz schrieb, erzählt, dass die tazzler eine Genossenschaft gegründet hatten, natürlich war es wieder Ströbele gewesen, der das durchgesetzt hatte, unterstützt von Kalle, dem Pfennigfuchser. Fast dreitausend Leser hatten insgesamt drei Millionen Mark dafür aufgebracht – drei Mios! Unfassbar.

Emil hatte erzählt, dass sich noch mehr geändert habe, Michi jetzt „Chefredakteur“ sei, zusammen mit Elke. Und dass es Ressort und Abteilungsleitungen gab. Carmen ruckte hoch. Leitung, das klang doch gut. Und dieser Typ, der dieses neue, angeblich einzigartige „Öwi-Ressort“ hatte haben wollen? Genau: Hermann. Der war doch sicher auf der Suche nach guten Leuten. Mit Emil war sie eh durch. Zeit, um ihre Rückkehr zur taz vorzubereiten.

Die Nachwehen der RAF

Brigitte seufzte, die immer gleichen Diskussionen über das von der RAF in die Luft gesprengte Gefängnis bei Weiterstadt gingen ihr auf die Nerven. Ob das eigentlich in Ordnung sei, weil niemand verletzt wurde? Ob das nicht sogar notwendig sei, weil ein Hochsicherheitsgefängnis sowieso viel zu unmenschlich sei? Ticken die noch ganz richtig? Sie war ja ganz froh, dass sie ihr mageres taz-Gehalt mit ihrer Tätigkeit als V-Frau aufstocken konnte, aber sie war sich nicht sicher, wie lange sie es hier noch aushalten würde.

Anfangs fand sie die Diskussionen in der Redaktion ja noch drollig: Darf man noch Haarspray benutzen oder Kühlschränke haben, wenn das das Ozonloch vergrößert? Ist das überhaupt ethisch vertretbar, so eine gedruckte Zeitung auf Papier, wenn der Wald doch stirbt? Und sind Produktionen ohne Setzer politisch korrekt?

Brigitte schüttelte den Kopf, sie war ja eigentlich mal selbst so gewesen – naiv und links. Die Welt verbessern wollend. Aber irgendwann ist es Zeit, erwachsen zu werden. Andererseits waren die Typen beim Verfassungsschutz auch nicht ohne. Mitten in ihre Gedanken platzte Christian Specht. „OKAY“, rief er. „Die haben Radio 100 abgewickelt, einfach so! Frecheheit. Weißt du was dazu?“ Brigitte wusste es nicht. „Ruf mal den Semler an, der weiß so was!“

Brigitte griff zum Hörer, aber Christian Semler ging nicht ran. Glück gehabt. Ihre neue On-off-Beziehung verunsicherte sie. Jetzt schnell weg. Auf dem Weg nach

draußen stolperte Brigitte noch über Ralph am Empfang. Sein Schwarzer-Krauser-Tabak stank fürchterlich, aber sein sonores „Tschüs“ beruhigte sie.

Der wahre linke Journalismus im Lokalen

Das kann doch nicht wahr sein, dachte Brigitte. Als Mitglied des Berlin-Ressorts war sie Auseinandersetzungen zwischen den Kolleginnen für die lokale und denen für die überregionale Politik ja gewohnt. Jetzt aber war sie zu Besuch beim Lokalteil in Hamburg und konnte es nicht fassen. Die waren sogar noch mehr davon überzeugt als die Berliner, den einzig wahren linken Journalismus zu machen! Jeder zweite Satz in der Konferenz begann mit: „Die Irren in Berlin haben schon wieder ...“, und dann kam eine Ausführung dazu, warum man sich in Gorleben viel besser auskenne als die Überregionalen, oder warum die Geschäftsführung nicht mehr alle Tassen im Schrank habe.

Ihre Verfassungsschutzleute in der Kölner Zentrale hatten sie hergeschickt, weil die dachten, womöglich sei der linksradikale Selbstanspruch der taz-Lokale ein Hinweis auf echte Connections in den terroristischen Untergrund – doch davon konnte sie hier nicht viel feststellen. Vielleicht würde sie sogar früher als gedacht nach Berlin zurückfahren. Die interessantere Frage war für sie seit geraumer Zeit ohnehin, was Carmen mit ihrem „Buchprojekt“ gemeint hatte – war das womöglich ein Tarnbegriff? Sie wurde aus der Frau nicht schlau.

**1990** Von Februar bis Juli erscheint die Ost-taz als erste bundesdeutsche Zeitung in der DDR. Das Projekt scheitert an der Entscheidung, eine Liste konspirativer Stasi-Wohnungen abzdrukken. Mit der Währungsunion wird die Ost-taz eingestellt.

**1991** Die taz reagiert auf den Wegfall der bis dahin überlebensnotwendigen Berlin-Förderung und gründet die Genossenschaft. 3.000 Gründungsmitglieder zeichnen für 3 Millionen D-Mark Anteile und retten die taz.

**1992** Einheitslohn und Basisdemokratie sind Geschichte, die taz bekommt Abteilungs- und Ressortleitungen. Mit Elke Schmitter und Michael Sontheimer gibt es die erste Chefredaktion. Das Ressort „Wirtschaft und Umwelt“ wird erfunden.

**1995** Die taz stellt als erste überregionale Tageszeitung alle Inhalte ins Internet.

**1997** Der Wochenendteil wird um das taz-mag erweitert: ein zwölfseitiges Zeitungs-buch mit Dossiers und Hintergrundartikeln.



Im Journalismus oder auf dem Acker:

# Die Zeiten ändern sich, die Haltung bleibt.



Achte beim Einkauf auf dieses Zeichen und hilf uns mit Bio, den ökologischen Wandel der Welt zu gestalten.

## Naturland

From Farm to Future

Mit rund 128.000 Bäuerinnen und Bauern in über 60 Ländern ist Naturland der weltweit größte internationale Bio-Verband. Wir arbeiten für eine klima- und umweltfreundliche Agrar- und Ernährungswende. Natürlich haben wir dabei immer die neuesten technologischen Entwicklungen und Forschungsergebnisse im Blick.



Ein weiterer Lokalteil

Carmen saß im Sale und wartete. „Einen Grappa aufs Haus?“, fragte Piero, aber sie lehnte ab. Ihr war schlecht. Sie war mit einem Ex-Mitbewohner abends noch durch die Clubs gezogen. Eimer, WMF, Cookies. Jetzt startete sie verkert auf die Tischdecke.

Sie hatte ja eigentlich den Absprung aus der taz schaffen wollen nach der kurzen Zeit bei den Öwis. Jeden Tag BSE, Braunkohle und Bitterfeld, es hatte sie einfach deprimiert. Auch Hermann hatte sich schnell verabschiedet, hatte wohl was Besseres gefunden. Aber die taz ließ sie nicht los, es war, als wäre sie von einem Kokon umgeben, und langsam glaubte sie, die Fäden würden sich immer fester um sie zuzurren. Dabei hatte diese Brigitte sie von Anfang an gewarnt: „Einmal drin, kommst du nie wieder raus.“ Jetzt kam ihr der Satz vor wie eine Prophezeiung.

Immer wieder meldeten sich irgendwelche Leute aus der Redaktion bei ihr. Kannst du was zu Genua schreiben? Hast du eine Meinung zum Dosenpfand? Erst vor ein paar Tagen hatte diese Frauenredakteurin Heide bei ihr angerufen. Die Breitbeinigkeit von Schröder und Fischer sei unerträglich, Rot-Grün hätte nichts gelernt aus 16 Jahren Kohl, ob sie nicht eine Kolumne darüber schreiben wolle. Arbeitstitel: Aufschrei. Sie entschied sich für ihre Standardausrede: „Ich kann nicht, ich sitze doch an meinem Buch.“

Endlich kamen sie. Andi stellte das Motorrad ab, Kalle hinten drauf ohne Helm. „Pass auf, Carmen“, sagte Andi zur Begrüßung,

**Chefredaktion und Justiziar-**  
Barbara Junge, Katrin Gottschalk, Ulrike Winkelmann, Katharina Bigot (v.l.n.r.)  
Nicht im Bild: Petra Dorn, Barbara Stark, Jenny Steltzer, Peter Unfried



„wir brauchen dich.“ Kein Wort darüber, dass sie eine halbe Stunde hatte warten müssen. „Bei der taz macht jeder, was er will“, sagte Andi, „so kann das nicht weitergehen.“ Dann hielt er einen langen Monolog, sprach über die Redaktionszellen an der Ruhr, in Köln und Münster, er blicke gar nicht mehr durch. „Vielleicht trifft die Zeitungskrise ja auch uns?“, sagte Kalle, in seinen Vortrag hineingrätschend. „Jedenfalls: Es muss mal aufgeräumt werden“, sagte Andi. „Und da kommst du ins Spiel.“

Ein neues Jahrhundert

Ein schriller Schrei. Carmen setzte sich im Bett auf. Sie stand auf und trat ans Fenster. Die Straße war leer. Es dauerte ein paar Minuten,

bis sie realisierte, dass der Schrein von dieser jungen Frau mit den langen blonden Haaren, wie hieß die noch gleich, Brittany? Mensch, dachte Carmen, sie würde langsam alt. Da jedenfalls sah sie live, wie ein vollbesetztes Passagierflugzeug ins World Trade Center flog. Vielleicht waren es irgendwelche LSD-Reste der letzten Nacht in ihrem Körper, die dazu führten, dass sie diese Szene immer wieder heimsuchte. Immerhin hatte sie dieses Mal nicht dringesessen. Carmen füllte Kaffeepulver in einen Filter. Filter. Sie war nicht nur alt geworden, sondern auch spießig. Und das war nicht mal das Schlimmste: Nach gut 20 Jahren in dieser taz wusste sie nicht mehr, wer sie eigentlich war. Sie konnte sich kaum noch an ihren

ablenkendes Musikvideo, am besten von dieser jungen Frau mit den langen blonden Haaren, wie hieß die noch gleich, Brittany? Mensch, dachte Carmen, sie würde langsam alt. Da jedenfalls sah sie live, wie ein vollbesetztes Passagierflugzeug ins World Trade Center flog. Vielleicht waren es irgendwelche LSD-Reste der letzten Nacht in ihrem Körper, die dazu führten, dass sie diese Szene immer wieder heimsuchte. Immerhin hatte sie dieses Mal nicht dringesessen. Carmen füllte Kaffeepulver in einen Filter. Filter. Sie war nicht nur alt geworden, sondern auch spießig. Und das war nicht mal das Schlimmste: Nach gut 20 Jahren in dieser taz wusste sie nicht mehr, wer sie eigentlich war. Sie konnte sich kaum noch an ihren

echten Namen erinnern. All ihre sozialen Kontakte waren dort. Und nun hatte sie sogar eines der letzten Tabus gebrochen: Nein, nicht Sex. Don't fuck the company, das galt vielleicht in den USA, aber doch nicht in Berlin. Sie war mittlerweile so verstrickt in das Ganze, dass sie maßgeblich dazu beigetragen hatte, auf Bitten der Geschäftsführung den NRW-Lokalteil aufzubauen. Und nun stand das 25-jährige Jubiläum der Zeitung an. Höchste Zeit, den Abgang zu planen. Nur wie?

Die Blüte des Lokalteils NRW

Sie stellte das Kölschglas auf den Tisch und blickte in die glasigen blauen Augen eines Lappenclowns. Kalle hatte Carmen mit einem hübschen Budget ins Rheinland geschickt, um den Kolleg:innen von der taz-Köln in der Einladung auf ein paar Bierchen seine Wertschätzung auszudrücken. Zu blöd, dass sie ihren Besuch ausgerechnet auf den Donnerstag vor Karneval gelegt hatte. Der Lappenclovn war schon in der taz-Köln-Redaktion über der Tabledance-Bar, dort eintraf. Kein Mensch ihn. Er schloss sich der Knottour durchs Friesenviertel an. tazzler:innen nahmen ihn freilich auf.

Jetzt waren er und Carmen übriggeblieben. Der Lappenclovn behauptete, schon seit 1975 die taz abonniert zu haben, und wollte partout nicht glauben, dass das nicht sein konnte. Er würde aber auch den Stadt-Anzeiger lesen, sagte er. Carmen lachte. Stadt-Anzeiger

Fortsetzung auf Seite 6

**2007** Eine fünfköpfige Onlineredaktion für taz.de entsteht. Der Lokalteil für NRW trägt sich nicht und wird eingestampft.

**2010** Im Oktober erscheint die erste taz-App für iPhone und iPad.

**2011** Chefredaktion, Geschäftsführung und Leitende aus Verlag und Redaktion beraten über das Szenario, dass es in zehn Jahren keine gedruckten Tageszeitungen mehr geben wird. Als Alternative zu den ersten Bezahlshranken auf Nachrichtenseiten



**Geschäftsführung, Assistenz und Stabstellen**  
Willi Vogel-pohl, Malte Schmidt, Lisa Maßholder, Andreas Marggraf (v.l.n.r.)  
Nicht im Bild: Vincent Levinson-Bruckmann

Fortsetzung von Seite 5

zeiger! Den ganzen Abend hatten sich die KollegInnen über dessen neuen Chefredakteur amüsiert. Das Blatt hatte geschrieben, der Mann habe 10 Jahre evangelische Theologie studiert. Dabei war er in dieser Zeit Chef der *Roten Blätter* gewesen. Früher Kommunist, heute Ordoliberalist – oder doch Opportunist?

Irgendwie hatte der Chefredakteur mitbekommen, dass die Redaktion ein Porträt über ihn plante. Nicht nur Bascha hat einen Anruf von ihm bekommen, um das Erscheinen zu verhindern. Wie naiv kann man als Chefredakteur sein?, fragte Carmen sich. Natürlich war das Porträt doppelt so groß erschienen wie ursprünglich geplant. Und freundlicher fiel es auch nicht aus.

Der Lappenclown hatte den ganzen Abend aufmerksam zugehört. Aus der Seitentasche seiner mit Stofffetzen übersäten Jacke lugte ein beschriebener Notizblock. Carmen zog die Augenbrauen hoch. Wer war dieser Mann? Hatte der *Stadt-Anzeiger* aus Angst vor weiteren Enthüllungen einen Spitzel eingeschleust?

Ein anderer Sound

Zurück in Berlin stand Christian mal wieder vor Carmens Schreibtisch und wollte eine Unterschrift von ihr. Hatte sie jetzt gerade für die Rettung der Berliner Polizeiorchesters unterschrieben? Oder für dessen Auflösung? Oder war es um einen Behindertenbeauftragten für den Bezirk gegangen? „Das geht gar nicht“, sagte er und sie gab ihm recht, obwohl sie wirklich nicht wusste, was er gerade meinte. Doch auch wenn sie oft nicht verstand, was Christian umtrieb, so schätzte sie ihn doch als Konstante in diesem merkwürdigen Betrieb.

Neulich hatte sie sich mit einem Kollegen über einen Text gestritten. Es standen merkwürdige Dinge in der Zeitung: über Jeans aus Neukölln zum Beispiel und was die Hosen über die deutsche Nachwende-Gesellschaft aussagen. Oder warum es okay war, in einem schwedischen Möbelhaus zu

frühstücken. Immer mehr Leute, denen man ansah, dass sie wussten, wie man auszusehen hatte, arbeiteten mittlerweile im Haus. Die Leute, die ausstrahlten, sie wussten, was man zu denken hatte, waren zur Minderheit geworden.

Manchmal fragte sie sich, was sie wohl berichten würde, wenn es den Osten noch gäbe. Wahrscheinlich würden ihre Führungs-offiziere ebenso dämlich dreinschauen wie der Geschäftsführer, als sie ihm den Notizblock gab, den sie dem Lappenclown neulich in Köln aus der Tasche gezogen hatte.

Weg vom Lokalen

Carmen rutschte auf dem unförmigen Sitzgymnastikball von Thomas hin und her. Der ganze Stolz des Mathegenies. Die drei Buchstaben NRW und alles, was für die taz dort, aber auch in Berlin auf dem Spiel stand, erschienen ihr plötzlich so fern wie nah. Eine einzige immerwährende Redaktionskonferenz, das war diese Zeitung. Auch die Männer hörten nie auf zu reden. „Einmal drin, kommst du nie wieder raus, immer wieder rein und immer wieder taz ...“ Brigitte Manta, nein, Mantra.

Wie stets, wenn es in ihrem Leben richtig zur Sache ging, musste Carmen schmunzeln. Aber was bloß war hier die Sache? Hinter Kalles karger Schreibtischhälfte stand an der Wand und in mehr oder weniger großen Lettern, die er dafür mal per Schere der FAZ entnommen hatte: „Der Journalismus lebt im Netz weiter.“

Kalle hielt den Lappen gegen das Licht. Der ominöse Notizblock des Lappenclowns, ein Wiedergänger des Kölner Urgesteins Willy Millowitsch, war nur ein Lappen. „Wertlos“, Kalle schnippte das Stück Papier so verächtlich wie gezielt zum offenen Fenster der taz-Verlagsetage an der Charlottenstraße hinaus. Mann, war das heiß hier nach Südwesten gelegen!

Die neue Onlineredaktion

Zu Hause angekommen schmiss Brigitte den Föhn an und hielt ihn über das Notizheft, das ihr auf dem Weg heim direkt in die Hände geflattert war. Das konnte doch kein

Zufall sein! War das nicht Kalle oben am Fenster gewesen? Unter dem Surren des Föhns färbte sich die Schrift braun. Das hier war kein leeres Papier, nein, das war ein ganzer Block mit verschlüsselter Geheimschrift. Vielleicht eine Codierungsmethode der Stasi? Ob die im Jahr 2008 noch geheim operierten? Keine Ahnung. Sie musste die Zentrale kontaktieren.

Vor zwei Wochen erst hatte sie Paul vom Verfassungsschutz abgefangen und ihr erklärt, dass sie als V-Frau jetzt langsam mal Infos liefern müsse, zu ausländischen Geheimdiensten, Linksextremisten, egal was – es gab Kürzungspläne. Die Zeit drängte. Den Lokalteil in NRW hatte die taz letztes Jahr plattgemacht. Gut möglich, dass der Berlin-Teil als nächstes dran war. Dann wäre sie gleich zwei Jobs auf einmal los. Vielleicht könnte sie sich in der neuen Onlineredaktion bewerben, dachte Brigitte.

Bislang waren all ihre Bemühungen ins Leere gelaufen – dabei hatte sie auch die Räume der Chefredaktion aufwendig verkabelt und abgehört. Umstürze? Eher nicht. Ihre heißeste Spur war der neue Redakteur im Berlin-Teil, Sebastian Heiter oder so, den hatte sie beobachtet, wie er nachts an verschiedenen Rechnern hantierte. Ansonsten erschien ihr die taz wie ein Haufen bürokratischer Sesselfurzer-Revolutionäre.

Neulich hatten sie ewig diskutiert, ob sie Redezeiten von Männern und Frauen in Konferenzen erfassen sollten. Nur als die Kochstraße in Rudi-Dutschke-Straße umbenannt wurde, an dem Tag hatte Christian Ströbele „Entmachtet Springer!“ gerufen, und da wurde am Abend mal wieder richtig gefeiert. Brigitte hatte später mit Carmen unten im taz-Archiv rumgemacht. „Ich bin in jeheimer Mission unterwegs“, hatte ihr Carmen ins Ohr geflüstert.

Die Transformation beginnt

Die Frau hatte sie nie interessiert, aber nach dieser Nacht konnte sie nicht aufhören, an sie zu denken. Carmen. Wie konnte sie all die Zeit übersehen, dass Carmens Männerliebschaften nur ein Spiel waren?

Carmen war das Gegenteil von langweilig. Sie redete kaum über ihre Vergangenheit, kaum über die Zukunft – sie war immer im Jetzt und völlig interessiert an allem, was in der taz geschah. Die taz war ihre Leidenschaft. Als Brigitte ihr einmal sagte, dass das vielleicht ein bisschen obsessiv sei, antwortete Carmen: „Einmal drin, kommst du nie wieder raus – das hast du mir mal gesagt.“

Es fiel Brigitte schwer, Carmen nicht an ihrem Fund teilhaben zu lassen, zum dessen Entschlüsselung sie nun schon einige Jahre kostete. Dieser scheiß Block aus Köln – es war schwer, dessen Nachrichten zu decodieren, Brigitte saß Jahre daran. Sie konnte die Worte extrahieren, aber nur schwer deren Bedeutung verstehen. Sie hatte keine Ahnung von html, W3-Servern oder irgendwelchen daemons. Und sie verstand auch nicht, wie es dieselbe Person sein könnte, die Tim Berners-Lee im Cern überredete, das World Wide Web für die Öffentlichkeit freizugeben und nur zwei Jahre später die taz als erste Tageszeitung in Deutschland komplett jeden Tag ins Netz zu stellen. Wer sollte das sein?

Die Entwicklung nahm ihren Lauf. Die Gesellschaft veränderte sich, gedruckte Tageszeitungen wurden immer weniger gelesen. Alles wurde digitaler, Brigitte kam nicht mit. Und sie verstand nicht, was dieser Block mit all dem zu tun hatte. Sie musste es Carmen sagen, sie hatte schon immer mehr von technischen Dingen verstanden. Carmen war es, die der Geschäftsführung der taz nach dem NRW-Debakel sogar eingeflüstert hatte, dass der einzige Weg ins Digitale führt – auch wenn Kalle es ihr erst glaubte, als er es in der FAZ gelesen hatte.

Brigitte erschrak, als sie Carmens Gesicht kreidebleich werden sah. „Wo hast du das her?“, zischte sie. Die Luft um sie erkaltete. Noch während Brigitte von ihrem Fund erzählte, rausgeworfen vor Jahren aus Kalles Fenster, voller Indizien, die auf eine einzelne Frau zuliefen, stapfte Carmen durch die Wohnung auf sie zu. Brigitte war überrascht, wie professionell Carmen versuchte, sie niederzuringen. Sie waren beide nicht mehr die jüngsten, aber Brigitte hatte sich länger fit gehalten. Sie musste jetzt überleben. Sie schaltete um – und Carmen aus.

Sprung in die Gegenwart

Jahre später klopfte es an der Tür. Brigitte öffnete, draußen stand ein Typ mit zerzausten Haaren und schlabbriger Hose. „Ich weiß, wer du bist“, sagte er. Diese Stimme, dieser Dialekt, er kam ihr bekannt vor. Dann schoss es ihr wie ein Blitz ins Gehirn: „Ich weiß auch wer du bist, Stefan.“

Ja, so hieß er doch, Stefan. Dieser undurchsichtige Typ damals, mit dem sie Carmen öfter zusammensitzen sah und der schließlich bei der Ost-taz mitgemacht hatte. Nicht einmal vier Monate, von Ende Februar bis Anfang Juni 1990, aber alle dachten, die Ost-taz lief jahrelang. Wahrscheinlich, erinnerte sich Brigitte, weil die so irre Sachen gemacht hatten, über die noch Jahre später wild diskutiert wurde, Stasi-Listen veröffentlicht zum Beispiel. Also keine Namen, aber Adressen von Stasi-Wohnungen.

Brigitte machten diese Enttarnungen damals Sorge, aus Eigeninteresse. Immer musste sie in den Frühkonferenzen sagen, wie super sie die Ost-taz fand, aber vor allem hatte sie Angst, dass auch ihre kon-

Anzeigen

Ciao, Papier-TAZ,

und tschüss, lieber, unglaublich zuverlässiger Zeitungsaussträger. Der Kaffeeduft und die Zigarettenfahne vom Nachbartisch bleiben.

Soll ich wegen des fehlenden Papierraschelns trauern? Meine besten Wünsche für die TAZ, auf deren Experiment jetzt alle schauen.

Udo Grönheit - Rechtsanwalt – Berlin  
Straf- und Migrationsrecht  
www.rechtsanwaelte-am-hermannplatz.de

Rudi, der Druck geht weiter!

Jetzt umsteigen: jungewelt.de/abo

Die neue junge Welt

Die neue junge Welt

Die neue junge Welt

Kriegstüchtiger Haushalt

Südmarokko-Reise

vom 03. bis 14. Mai 2026 – ab 1.800 €.

Begleitet von Dr. Abderrahmane Ammar, ehemals Leiter der taz-Reisen. Mit inspirierenden Begegnungen mit der Zivilgesellschaft.

Kontakt: abderrahmane.ammar@gmail.com · 0176 323 033 50  
Weitere Informationen: www.marokko.com/reisen/zwischen-atlas-und-atlantik-eine-reise-durch-das-herz-marokkos

(Paywalls) erfindet taz.de die „Pay-Wahl“ – das auf freiwilliges Bezahlen setzende Projekt taz-zahl-ich.

2014 Die taz schreibt einen Architekturwettbewerb für einen Neubau in der Friedrichstraße aus und

sammelt unter den GenossInnen über 6 Millionen Euro Eigenkapital.

2016 Der Redakteur Sebastian Heiser wird dabei erwischt, wie er mit einem Keylogger die Rechner von



Betriebsrat  
Florian Poppy.  
Wolf Vetter  
(v.l.n.r.)  
Nicht im Bild: C.  
Löwe, C.  
Pröber, G.  
Heidak, M.  
Mantino, M.  
Weber, T. Bethe

spirative Wohnung in der Rykestraße in Prenzlauer Berg aufflog. Sie erinnerte sich an diesen Stefan mit seinem stalinistisch korrekt sitzenden Hemdkragen, wie er bei den Redaktionssitzungen saß, sein Lächeln vielleicht listig, vielleicht verschmitzt, um dann aus dem Nichts die besten Thesen rauszuzischen. Er blieb noch eine Weile in der taz, aber irgendwann war er einfach wech, verschwunden. Kam auch vor bei der taz. Er soll in der Medienberatung Karriere gemacht haben.

Als Brigitte neulich mit dem Rad zum Step-Aerobic hetzte, hinter der bonzigen Leipziger Straße entlang dieser neuen Townhouses, wo die Kinderschaukeln im Vorgarten und im Schatten des Auswärtigen Amtes stehen, da meinte sie, ihn doch gesehen zu haben. Sein Hemdkragen dann Federal Style. Aber er strahlte Stasi aus.

Brigitte hatte mittlerweile den Großteil ihrer Redaktionsarbeit an jüngere KollegInnen verschoben hatte, recherchierte – und behielt Recht. MfS. Seine Verbindung mit Carmen, alles ergab Sinn. Gut war er durch die Wende gekommen,

hatte in seinem neuen Leben zwischen Doppelgarage und Ledersessel so eine seltsame Sammelleidenenschaft entwickelt. Weil er in seinem alten Leben so viel Papier geschreddert hatte, musste er jetzt alles Bedruckte sorgfältig aufheben, archivieren und dokumentieren. Sein liebstes Sammelstück: Die letzte gedruckte Ausgabe einer Zeitung.

Wie alles endet

Genau eine solche hielt Stefan jetzt in der Hand. Die letzte gedruckte Ausgabe der taz. Hastig faltete er die raschelnden Seiten auseinander, um dann auf einen Artikel zu deuten. Brigitte neigte sich dem Papier zu.

Die letzte Print-taz sollte ein großes publizistisches Feuerwerk werden, damit die LeserInnen es ihrer geliebten Tageszeitung nicht allzu krumm nahmen, dass diese nun aus Kostengründen werktags rein digital erschien. Die Ausgabe war voller Texte zum Thema Solidarität und Aufbruch. „Spionin in der Redaktion“ hieß der Artikel, der einem in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder aufkommenden Gerücht nachging, in

der taz hätten sich Geheimdienstler aus Ost- und Westdeutschland installiert.

Brigitte kannte den Text, es war ja ihrer. Zwar hatte sie ihn nicht vorgeschlagen, sich dann aber schleunigst als Autorin angeboten, damit nicht wirklich noch einer zu recherchieren begann und vielleicht auf etwas gestoßen wäre. Sie führte in dem Text verschiedenste Indizien und Details auf, die nirgendwohin führten, kam sich aber besonders schlau dabei vor, die potenzielle Spionin ausschließlich im generischen Femininum zu beschreiben. So würden alle damit beschäftigt sein, sich über das Gendern Gedanken zu machen und warum sie auch als Linke echte Spionage nur Männern zutrauten. So würde der Verdacht allzeit weit weg von ihr liegen und dieser Abschnitt ihres Lebens Geschichte werden, genau wie das Altpapier, auf dem die Story gedruckt war.

Stefan schien aber etwas bemerkt zu haben. Irgendwie war dieser Artikel zwar skurril, aber doch recht kenntnisreich dafür, dass am Ende so gar nichts

dran sein soll am Mythos von der V-„Frau“ in einer linken Tageszeitung. Ein Notizblock mit Geheimschrift, mitgeführt von einem ominösen Clown? Radio 100? Die Roten Blätter? Kalle? Andi? Riesenjoints, LSD und das Berliner Polizei-orchester? Die FARC? So was konnte doch nur eine schreiben, die wirklich alles in der taz schon gesehen hat. Und warum genau sollte man eigentlich alles Mögliche über so einen Laden so genau aufschreiben, um dann zu dem Ergebnis zu kommen, dass es alles überhaupt nicht interessant sei?

Brigitte begann, ein wenig nervös zu werden, entspannte sich aber recht schnell wieder, als sie ihre eigenen Zeilen las. Das klang doch alles so irre, so unwahrscheinlich und unglaublich. Und außerdem war es ewig her. Selbst wenn Stefan nun überall rumerzählen sollte, dass sie die Spionin war, würde ihm das doch jetzt kein Mensch mehr glauben.

„Du hast Recht“, sagte sie, „aber Papier vergisst.“ Mit einer flinken Handbewegung schnappte sie sich die Seite mit dem Artikel aus Stefans Hand und schlug

die Tür zu. Soll er erst mal zusehen, wo er jetzt einen weiteren gedruckten Beweis für seine Verschwörungstheorie herkriegt. Außerdem wollte sie die Printseite mit dem Artikel gern in ihr Privatarchiv legen, sie fand ihn immer noch gelungen. „Das muss man erst mal so schreiben, dass es voller Fakten ist und dann doch zu nichts führt, richtig tazzig“, dachte sie und kicherte, während sie sich von der Tür entfernte, von der sie Stefans aufgeregtes Klopfen leiser werden hörte.

Am Abend schaute sie nach, ob der Artikel eigentlich jemals online gegangen war. Sie fand ihn nicht. Irgendwas musste wohl schiefgegangen sein in den aufregenden Wochen der Produktionsumstellung. Wie nannten sie es noch mal, „Seiten-Wandel“, „Blätter-Ende“?

Brigitte ging beruhigt ins Bett. Mag sein, dass das Netz nicht vergisst, aber nachdenken tut es auch nicht. Kein Mensch würde je auf diese Story stoßen, vielmehr würde sie in irgendwelchen Sammlerarchiven verstauben. Und wer blättert schon ein E-Paper durch? Toll, diese Digitalisierung.

Leicht dämmern dachte sie über ihre Zeit bei der taz nach. Der Mauerfall. Die Berlin-Redaktion. Die Zeit in Hamburg. Der Umzug in die neuen Redaktionsräume. Checkpoint Charlie. Carmen und vielen Partys.

Seiten und Tastaturen, Bismarschirme und Kaffeetassen, Fische und Zigaretten waberte durch einen beginnenden Traum. Hin und wieder glaubte Brigitte, die durchdringende Stimme von Christian Specht zu hören.

Aber ansonsten: War diese Zeitung noch wiederzuerkennen? War der wahre Wiedererkennungswert von diesem Laden nicht, dass er gar keinen haben wollte?

Wie hieß es gleich? Täglich, links und ...

„Radikaaaa!“ hörte sich Brigitte mit geschlossenen Augen laut auf-lachen.

KollegInnen ausspäht. Er flüchtete nach Asien.

2018 Die taz veröffentlicht den „Report 2021“. Sein Kernergebnis: Die taz muss sich

digital besser aufstellen, wenn sie überleben will. Die Geschäftsführung entwirft das „Szenario 2022“, das Ende der gedruckten Tageszeitung. Die taz zieht in das neue Haus in der Friedrichstraße.

2019 Die Produktentwicklung wird gegründet. Sie soll die taz zukunftsfähig machen. Das Ergebnis: 2020 wird die ePaper-App generalüberholt, ab 2022 erscheint samstags die neue wochentaz.

2024 Als letztes und wichtigstes Produkt der taz wird die Webseite generalüberholt.

2025 Am 17. Oktober erscheint die letzte gedruckte Werktagsausgabe der taz.

Anzeige

PocketBook

# Mach dich papierfrei.

Mit den E-Readern von PocketBook und der neuen taz.

- Blendfrei & augenschonend
- Wochenlange Akkulaufzeit
- Integrierter Buchshop
- Ausleihen in Bibliotheken über Onleihe und Libby

15%  
auf alle Geräte\*  
Code: TAZ15PB

Besuche uns auf der Frankfurter  
Buchmesse: Halle 3.0 | Stand H109

pocketbook.de

\*Angebot nur gültig unter pocketbook.de bis zum 21.10.2025 und solange der Vorrat reicht.

Marketing,  
Kommunikation  
und Kreation  
Susanne  
Ruwwe,  
Simone  
Schrempf,  
Sophie Sandig,  
Anja Mierel,  
Henning  
Ziegler, Nathan  
Pulver, Anna  
Pointinger,  
Wibke  
Reckzeh, Lisa  
Schwedek  
(v.l.n.r.)  
Nicht im Bild: U.  
Sindlinger, S.  
Nymoen, M.  
Buschfeld, F.  
Bouché, S.  
Bozic, M.  
Schubert, S.  
Knechten



# Der Wunschbrunnen

In unglücklichen Stunden hilft die Erinnerung an magische Begebenheiten. Olga Hohmann taucht nach Münzen

**Momentaufnahme** Wir sind 16 Jahre alt, es ist Nacht, wir haben Durst und kein Geld. Durst, das heißt, wir haben Durst nach Alkohol. Wir streifen durch die Stadt, wir trinken die letzten Bierdosen aus, teilen uns einen Spuckschluck nach dem anderen.  
Wir wollen, was alle wollen, die gerne trinken: Mehr trinken. Wir wollen Zigaretten rauchen, wollen, dass sich unser Atem in der Luft materialisiert. Dieser Rauch, der dort in der Luft steht, das war ich. Das kam aus mir. Das habe ich selbst produziert, in Eigenproduktion hergestellter Rauch. Wir sind 16 Jahre alt, es ist Nacht, wir haben Durst, wir wollen trinken, wir wollen unseren Atem materialisieren, vermittelt durch Zigaretten, wir haben kein Geld. Wir

streifen durch die Stadt, es ist Sommer. Wir kommen an einem Brunnen vorbei, wir setzen uns auf die Stufen, es ist kein Trinkwasserbrunnen, im Gegenteil, das Wasser ist abgestanden, vielleicht giftig. Wir schauen in den Brunnen hinein, wir sehen kaum bis auf den Grund, es ist Nacht und das Wasser ist trüb. Am Grund glitzert etwas, nickelfarben, bronzen. Es ist eindeutig, dass es sich um Münzen handelt. Wir steigen in den Brunnen – es ist ein Brauch, den wir vergessen haben, weil wir nicht, oder kaum noch, mit ihm aufgewachsen sind.  
Knieltief stehen wir im abgestandenen Wasser, bücken uns, bis all unsere Ärmel nass sind, holen Münze für Münze heraus, bis der ganze Brunnen leer ist. Es sind fast

ausschließlich klitzekleine Münzen, Centstücke, es handelt sich nicht um einen prominenten Wunschbrunnen, nur um einen gewöhnlichen Großstadtbrunnen. Ich frage mich: Hilft denn das Wünschen noch, in diesen Tagen?  
Und ich denke an das Stern-taler, dem der Geldregen, *a golden shower*, zuteil wird. „Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Taler: Und obgleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues an vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Taler hinein und war reich für sein Lebtage.“  
Wir haben immerhin drei Euro zweiundzwanzig herausgefischt, wir tropfen, unsere Hemdchen,

T-Shirts, riechen nach Metall und fremder Pisse.  
Wir gehen zum Späti und kaufen zwei Dosen vom billigsten Bier. Nach ein paar Minuten Überredungskunst hat der Spätiverkäufer Mitleid mit uns tropfenden Gestalten und schenkt uns zwei einzelne Zigaretten aus seiner privaten Schachtel. Wir stehen tropfend im Kreis, teilen uns die zwei Zigaretten, geben sie im Kreis herum, ebenso wie die Bierdosen, als wäre es ein Ritual, eine adoleszente Séance. Am nächsten Morgen wachen wir auf, wir riechen nach Kloake, wir husten leicht, denn wir sind in den brunnennassen Kleider eingeschlafen, wir fühlen uns verwunschen.  
Noch immer denke ich an diese Szene, wenn ich akutes Unglück

habe, viele Jahre, eineinhalb Jahrzehnte später: Als wäre ich damals, wie Obelix, in den Zauberschluck gefallen. Nur andersherum. Verwunschen vom Wunschbrunnen.  
Wenn ich abends nicht einschlafen kann, stelle ich mir vor, in einen tiefschwarzen Brunnen ohne Grund zu fallen. Den Grund nicht sehen – ein erschreckendes, ein erleichterndes Gefühl.  
**Olga Hohmann**, Performancekünstlerin, Schriftstellerin und bildende Künstlerin, veröffentlichte 2023 ihr Prosadebüt „In deinem rechten Auge wohnt der Teufel“. Zuletzt erschien, zusammen mit Chiara Marcassa, „Stressed/ Desserts“, das sich mit unsichtbarer Arbeit und unsichtbaren Arbeiter:innen befasst.

Anzeige

Vererben,  
stiften,  
Gutes tun!

Wir beraten Sie gern!  
Telefon: (06251) 131-249  
oder per E-Mail: [legate@cbm.de](mailto:legate@cbm.de)



**Hinterlassen Sie etwas, das bleibt!**  
Die Christoffel-Blindenmission (CBM) setzt sich für Menschen mit Behinderungen in den ärmsten Regionen der Welt ein. Das gelingt uns dank unserer Spenderinnen und Spender – seit über 100 Jahren.

**Unterstützen auch Sie unsere Arbeit!**  
Durchbrechen Sie gemeinsam mit uns den Kreislauf aus Armut und Behinderung: etwa durch Augen-OPs, Schulbildung oder die Ausbildung von Augenärztinnen und -ärzten.

Mehr Infos unter  
[www.cbm.de/vererben-stiften](http://www.cbm.de/vererben-stiften)



# Jackpot

In Fatma Aydemirs Kurzgeschichte setzen zwei Baristas ihr gemeinsam verdientes Geld aufs Spiel. Verlieren sie alles, gibt es kein Abendessen. Für ihre Kunden gelten da andere Regeln



**Regie**  
Raoul Spada, Gereon Asmuth (v.l.n.r.)  
Nicht im Bild: D. Bax, M. Wolf, A. Hilpert, D. Gießler, D. Eckert, E. Fischer, F. Betz, K. Lagozinski, L. Verseck, M. Schmid, O. Pohlisch, S.-E. Ansa, T. Hoffmann, L. Laloire

**Kurzgeschichte** Es ist ein Spiel. Sie kommen durch die Glastür herein, und wir beginnen zu raten, was sie nehmen werden. Am Gang, am Blick, an der Au ra lesen wir es ab. Wir werden immer besser darin, liegen absurd oft richtig. Jeder von ihnen ist ein ganz bestimmter Typ, auch wenn sie stets bemüht sind, sich möglichst uniform zu geben. Sie tragen: Anzüge, schlicht, manche mit Schlips, manche ohne, marine, schwarz, anthrazit, Hemden, weiß, gestreift, babyblau, gestärkte Kragen, nüchterne Brillen, Hornbrillen, seidene Einstecktücher, gegelte Haare, Eheringe, Designerschuhe, frische Rasuren, Blackberries in den Händen, am Ohr, Samsumgs, Nokias, HTC's, neu-erdings Apples.

Noch bevor sie zu sprechen beginnen, wissen wir, was sie trinken werden, und wir wissen, wie sie den Pappbecher neben der Kasse werden klumpen lassen, in dem Moment, in dem wir uns zur Maschine umdrehen. Die Nervösen, die sich zu wichtig nehmen, um in unsere ungeschminkten Gesichter zu blicken: Espresso, plopp (20 Cent). Die Gemütlichen, die fast freundlich grüßen, manchmal sogar Smalltalk wagen, etwa unsere neuen Haarfarben kommentieren (lila ... mutig!): Cappuccino, klimmklimm (30 Cent). Die Junkies, die zur Mittagspause schon zu

viel intus haben, aber nicht aufhören können, an den Plastikdeckelöffnungen ihrer Kaffeebecher zu nuckeln: Americano, decaf, pimm (10 Cent). Das Arschloch, das sich vordrängelt und den aggressivsten Tonfall wählt, um genaue Anweisungen zu geben: Ristretto, in eine Tasse, die vorher mit kochendem Wasser erwärmt wird (0 Cent). Und dann gibt es noch die Ruhigen, die stillen Wasser, die leicht Gekrümmten, die, die größere Verantwortung tragen oder zumindest verspüren, und zum Mittag manchmal kein Lunch geschafft haben: Latte macchiato mit Extrashot, to go, Mandelgebäck auf die Hand, klirrimmklimmklimm (50 Cent aufwärts).

Die Typen, die wir nicht kennen oder seltener sehen, kommen von der Börse. Die Stammkunden, die zwei bis drei Mal am Tag reinspazieren, kommen von oben. Ein Stockwerk über dem Café befindet sich eine etwas sonderbare Bank, die weder Automaten, noch Werbetafeln hat. Nur ein schlichtes Logo: Irgendwas Brothers.

Wir finden den Namen witzig, denn sie sind wirklich alle ausschließlich Männer, und so unterschiedlich ihre Gesichtszüge und Körperformen auch aussehen, so einheitlich sind sie eingekleidet und erzogen, wie von ein und derselben Mutter.

Sie fühlen sich stark, sie sind Teil einer Gang. Ab 12 Uhr fluten sie die Gassen der westlichen Innenstadt auf der Suche nach Befriedigung. Sie bleiben unter sich, in Trauben von drei, vier, fünf Bankern. Auch wir bleiben unter uns und tragen Uniformen, was es ihnen leichter macht, uns nicht weiter zu beachten. Wir stören ihren Tagesablauf

”

**Mach den Einsatz höher, der Automat ist bis zum Rand voll**

nicht. Wir klauen ihnen keine Zeit. Wir sind flink und sachlich, wir wurden geschult. Wir machen den Kaffee alle auf exakt dieselbe Art, er schmeckt immer gleich, egal, bei wem man ihn bestellt. Die Bohnen nicht zu dünn mahlen. Die Frischmilch nur bis knapp unter 70 Grad erhitzen, den Schaum in der Kanne mit kreisenden Bewegungen binden und mit ein, zwei Klopfen auf die Arbeitsfläche verfestigen. Wir

wissen, was sie wollen, und wir geben es ihnen pflichtbewusst.

Wir sind nicht einfach junge, ausländisch aussehende Frauen und sie nicht bloß mittelalte deutsche Männer, nein. Wir sind Schürzen, sie sind Hemdchen, wir sind Ernährer, sie sind Hungrige, sie begehren die Duftnoten der Heißgetränke, die unsere von Brandblasen gezeichneten und wegen Sehnsuchtsentzündungen bandagierten Hände für sie zubereiten. Wir begehren ihr Kleingeld.

Halb drei, Schichtende. Wir werden abgelöst, sitzen rauchend auf der Terrasse, von deren Tischen und Stühlen wir am frühen Morgen noch die Taubenkacke abgekratzt haben. Sie sind schon wieder vollgeschissen. Nicht mehr unser Problem. Zieht eure Arbeitskleidung aus, heißt es manchmal, wie sieht das aus, wenn ihr so auf der Terrasse herumsitzt. Wir zucken mit den Schultern, essen Croissants und trinken unsere riesigen Caramel macchiatos, während wir zwischen Krümeln und Tierkot unser Trinkgeld zählen und teilen. Wollen wir nach Hause? Nö, lass bisschen spazieren, ich hab zu viel Koffein im Blut. Unsere müden Füße marschieren weiter durch die Stadt, bevor wir den Regio in das Dorf nehmen, das dreißig Minuten außerhalb, südlich des Flughafens liegt, wo

wir uns zu zweit eine Einzimmerbude teilen. Wenn man einmal zu Hause ist, kann man nicht mehr raus, nicht in diesem Zustand. Dann ist der Tag gelaufen. Dann wird ein großes Tütchen gebaut und „Sturm der Liebe“ geballert, „Sailor Moon“, „Quiz Taxi“, bis der Magen knurrt und wir ein Schlemmer-Filet in den Ofen schieben, an besseren Tagen einen Nudelauflauf mit zwei Tetrapack Sahne, Hähnchenbrustfiletstreifen und extraviel Vegeta.

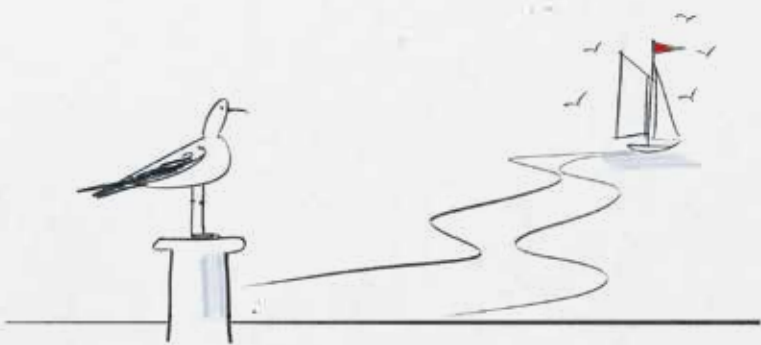
Lass aber Richtung Bahnhof, dann haben wir's nachher nicht so weit.

Wir passieren die Luxusläden, die Dekoshops, das riesige Eurozeichen, drängen uns an Touristengruppen vorbei, an Shopperinnen, an noch mehr Anzugträgern, an Obdachlosen, an alten Damen, an Lieferanten, an Taugenichtsen in zu engen Hosen. Irgendwann stehen wir mitten im Rotlichtviertel zwischen afghanischen Supermärkten, Sexshops und Spielhallen. Unsere neugierigen Blicke verfolgen aufwendig geschminkte Frauen mit schimmernden Haarextensions und strassbesetzten Veloursjogginghosen. Wir halten uns gerne dort auf, vielleicht, weil wir glauben, dort nicht hinzugehören, zwei Dorfkinder,

Fortsetzung auf Seite 10

Anzeigen

Unser Kurs bleibt unabhängig.  
**mare** wird zur Genossenschaft.



Alle Infos unter [www.mare.de/genossenschaft](http://www.mare.de/genossenschaft)

**Wenn die taz Idee größer bleibt als die Egos der Beteiligten, gelingt auch die Seitenwende.**

Herzlichen Dank für 46 ½ gedruckte Jahre und die außergewöhnlich gute Zusammenarbeit.

Mit den besten Wünschen für die nächsten Jahrzehnte.

Bernhard Brugger und das gesamte Team  
von Brugger und Partner Steuerberatung



**Korrektur**

Gisela Lehmeier, Matthias Fink (v.l.n.r.)

Nicht im Bild: D. Cassel, M.-C. Glombitza, A.

Glunz, A. Lehmann, G.

Lehmeier, S. Mahlke, R.

Nünning, E. Lühr, F. Oezer,

R. Stralucke, T. Rosie, R.

Galczyński, I. Krämer, M. Sühr,

J. Werremeyer

Fortsetzung von Seite 9

zwei gut erzogene Töchter, zwei Weggezogene, die nun in einem neuen Dorf wohnen und die zweite Monatshälfte nur noch von Trinkgeld und Flaschenpfand leben.

Wir bleiben erschöpft vor einer Spielhalle stehen.

Ich hätte Bock auf 'ne Fanta.

Warst du schon mal im Casino?

Nö.

Man kriegt da Getränke aufs Haus, wenn man spielt.

Wir haben kein Geld.

Wir haben je dreizehn Euro Trinkgeld, zusammen sechsundzwanzig. Ich war mal mit meinem Ex da, hab aus fünf Euro Hundertzwanzig gemacht. Anfängerglück.

Du bist doch Anfängerin?

Ja, stimmt.

Man darf da drin rauchen.

Okay.

Dicke Nebelschwaden hängen im dunklen Raum. Bunte Farben blinken von allen Seiten, kein Tageslicht, nur rollende Weintrauben, Wassermelonen, Orangen, Pharaonen, und von überall lachen uns kleine und große Sonnen an. Seite an Seite laufen wir vorsichtig durch den Raum, lauschen den überlappenden Melodien, die klimpern wie Tausende von Trinkgeldbechern. Überall hocken Männerrücken in unförmigen Jacken, gebückt, untrainiert, ungeliebt. Wir drehen eine Runde, setzen uns an einen freien Automaten in Ausgangsnähe, eine Kellnerin mit tief hängenden Tränensäcken bringt uns zwei abgestandene Fanta aufs Haus. Wir spielen Book of Ra. Das kenne ich. Rot, Schwarz, Rot. Geh auf Risiko, sonst bleiben die Gewinne klein. Vier Euro werden zu null. Schmeiß noch mal vier rein. Schwarz, Schwarz, Rot. Vier Euro werden zu acht. Ich sag's dir, heute ist unser Tag, ich hab's im Gefühl. Weißt du, dass mein Onkel früher ganze Monatslöhne da reingeschmissen hat? So ein Loser. Schwarz, Schwarz, Rot. Acht Euro werden zu zehn. Wollen wir heute Döner essen, statt zu kochen? Schwarz, Schwarz, Rot. Bleib dabei, wir haben eine Glückssträhne. Zehn Euro werden zu dreizehn. Bis meine Tante ihn rausgeschmissen hat, wozu braucht sie den, wenn sie drei hungrige Kinder zu Hause sitzen hat und er nicht mal ein Brot mit nach Hause bringen kann. Mach den Einsatz höher, der Automat ist bis zum Rand voll, das spürt man. Können wir noch eine Fanta? Ich mag's hier irgendwie, keiner macht uns an. Ja, weil alle beschäftigt sind, die bemerken

uns gar nicht. Dreizehn Euro fallen auf acht. Komm schon, das wird wieder. Was würdest du machen, wenn jetzt der Jackpot käme? Wie viel wären das? Sagen wir, ein Haufen Geld. Sagen wir: fünfhundert Euro! Fünfhundert Euro? Wir würden uns zwei Zugtickets nach Amsterdam kaufen, uns ein schönes Wochenende machen. Diesmal sogar im richtigen Hotel. Ich möchte auch den Campingplatz, mir macht das nichts aus. Schwarz, Schwarz, Rot. Acht Euro fallen auf null. Wir haben noch achtzehn Euro übrig. Komm, wir ballern acht rein, der Rest ist für Abendessen. Aber ich glaube, wir werden heute noch gewinnen, ich hab's im

„

## Ist Glücksspiel, manchmal hat man Glück. Wir nicht

Gefühl. Du klingst wie ein richtiger Zocker, weißt du? Ich sag doch, mein Onkel, vielleicht hab ich das im Blut. Wir schmeißen ja nicht unser ganzes Geld rein. Wir müssen ja nicht eine Familie ernähren. Zum Glück. Vielleicht kaufe ich ein Auto. Wovon? Von dem Jackpot. Ein kleines Gebrauchtes. Ja, da kriegt man sicher was für fünfhundert. Oder weißt du was? Wir legen das zur Seite für unsere Kautions, wenn wir endlich eine Wohnung finden mit einem zweiten Zimmer, dann müssen wir doch Kautions zahlen. Ich denke, ich kann meine Eltern anpumpen. Tja, mein Vater wird mir nichts geben, das weiß ich schon. Hat er deinem Onkel damals geholfen? Wann? Als er seine Ersparnisse verzockt hat. Ich weiß nicht. Hat er bestimmt, er ist doch sein Bruder. Tja, ich bin nicht sein Bruder. Aber ich bin dein Bruder, ich sag dir, ich leere heute diesen Automaten und dann ... Schau mal, wir sind bei sechzehn Euro. Ja, ich sag's doch! Lass uns das Geld nehmen. Was? Das ist genau das, was wir reingeschmissen haben. Nein, wir haben acht Euro reingeschmissen. Und vorher auch schon zweimal vier. Aber das zählt nicht, das war noch im anderen Spiel. Komm wir nehmen das, dann haben wir

wenigstens nichts verloren. Aber ich dachte, wir wollen den Jackpot? Glaubst du wirklich daran? Was meinst du? Dass wir hier reich werden? Ich glaube, wir können noch ein bisschen abräumen. Die Bank gewinnt immer, sagt man ja nicht umsonst so. Ist doch ein Glücksspiel, manchmal hat man Glück. Wir nicht. Kannst du nicht wissen, wenn wir einfach so aufgeben. Ich bin müde. Aber macht doch Spaß. Irgendwie habe ich die Lust verloren, meine Füße killen mich. Du willst echt mit nichts hier rausgehen? Ich hab meine Fanta aufs Haus bekommen, das ist doch auch was.

Wir schleppen unsere matten Körper zum Bahnhof und schmeißen sie in den Regio, er fährt nicht los. Irgendwas ist mit den Gleisen. Wir schauen aus dem Fenster aufs leere Gleis, ein bisschen müde, ein bisschen geknickt. Den Döner haben wir doch nicht gekauft. Zu Hause liegt noch ein Schlemmerfilet im Kühlfach, das wegmuss. Eine ältere Frau geht langsam durch den stehenden Zug, streckt uns ihre schmutzigen Finger entgegen. Sie fragt nach Kleingeld. Wir schauen an ihr vorbei, schauen durch sie hindurch, doch ihr Geruch prägt sich in unser Gedächtnis ein, wie die Geschichte vom Onkel. Der Zug fährt nach zwanzig Minuten endlich los, wir schweigen die ganze Fahrt über.

Pünktlich zu „Quiz Taxi“ schaffen wir es nach Hause. Die Sendung beginnt mit einer Fahrt in unserer Stadt, in der Stadt, in der wir arbeiten. Das Taxi fährt sogar an unserem Café vorbei. Wir sehen es nur eine Sekunde lang, doch das Bild putscht uns wieder auf. Wie heißt die Hauptstadt von Lettland? In welcher Einheit bemisst sich die Stromstärke einer Steckdose? Ein allgemein bekanntes Sprichwort besagt: „Lieber den Spatz in der Hand als ...“? Wir wissen alle Antworten, zum ersten Mal kennen wir sie wirklich alle, bis auf eine. Hätten wir einen Passantenjoker genommen und einen der Anzugträger gefragt, hätte er es gewusst, hätten wir 1250 Euro gewonnen. Einfach so. Zwei Autos. Eine ganze Kautions. 277,77 Döner. Wir müssen ab und zu Taxi fahren, nehmen wir uns vor. Von der Arbeit zum Bahnhof vielleicht. Mit dem Kleingeld aus dem Pappbecher. Wir bauen uns zwei große Tütchen und rauchen uns in den Schlaf, am nächsten Morgen um vier Uhr fünfzig wird der erste Wecker klingeln, dann im Sieben-Minuten-Takt noch fünf weitere We-

cker. So tricksen wir unsere Körper aus, damit sie denken, sie hätten ausgeschlafen. Damit sie sich fünf Mal ausruhen können, bevor es wieder zum Bahnhof geht.

Als wir am nächsten Morgen die Taubenkacke von den Terrassenmöbeln abgekratzt, die Brötchen belegt und die Croissants aufgebakken haben, schließen wir den Laden auf. Doch es bleibt still. Keine Brüder, kein Klimpern. Eine Mitarbeiterin aus dem Schuhladen nebenan kommt, um sich einen Café Latte zu bestellen. Die da oben sind weg, sagt sie. Pleite. Wir verstehen nicht. Sie streckt die Hand aus. Unser Blick folgt ihrem Finger. Sie deutet auf den Flachbildfernseher in der Ecke, der den ganzen Tag graue Menschen in grauen Anzügen zeigt, unter denen unaufhörlich ein Band mit unverständlichen Zahlen durchläuft. Wir se-

hen die Außenfassade unseres Cafés im Fernsehen, wie gestern bei Quiztaxi, nur eine andere Perspektive. Eine Aufregung durchfährt unsere Rücken. Zoom auf den Schriftzug der Brüderbank. Es wird noch zwei Monate dauern, bis sie die Leuchtreklame abnehmen werden. Und einen weiteren, bis wir uns einen neuen Job suchen müssen.

**Fatma Aydemir**, Schriftstellerin und Mitherausgeberin des Literaturmagazins „Delfi“, war elf Jahre lang bei der taz, erst Redakteurin im Ressort taz2/Medien, dann Kolumnistin. 2019 gab sie mit Hengameh Yaghoobifarah die Anthologie „Eure Heimat ist unser Albtraum“ heraus. Ihr Roman „Dschinns“ stand auf der Shortlist für den Deutschen Buchpreis.

Anzeige

# out of

75 Jahre Archiv der Akademie der Künste



# the box

Ausstellung  
Führungen  
Workstattgespräche  
Veranstaltungen

bis 18.1.26

Pariser Platz  
adk.de/oootb

AKADEMIE DER KÜNSTE

# Über Freude

Francesca Melandri ermutigt zu freudvollen Visionen. Gerade in schweren Zeiten entfaltet sich oft eine visionäre Kraft, denn sie steht im Verhältnis zur Schwere der Fesseln, die es abzuwerfen gilt



## Vertrieb

Franz Schilling, Ute Keilhauer, Bernd Thalhammer, Uwe Strecker (v.l.n.r.)  
Nicht im Bild: Marco Vecellio del Monego

**Essay** Vor einigen Jahren lud eines der größten Literaturfestivals Italiens jährlich zwölf verschiedene Autoren ein, einen Vortrag über eine von zwölf Emotionen zu halten. Zur dritten Ausgabe wurde auch ich eingeladen und entschied mich für *Freude*. Die Antwort der Organisatoren lautete: „Wir sind dankbar, aber auch überrascht. Autoren wählen immer *Wut*, *Neid*, *Stolz*, *Scham* usw. *Freude* ist ausnahmslos die letzte Emotion, die ausgewählt wird. Niemand will jemals darüber sprechen!“

Seit Langem ist westliches progressives Denken gleichbedeutend mit „kritischem Denken“. Ein öffentlicher Intellektueller zu sein – was auch immer das im Zeitalter der TikTok-Influencer meint – bedeutet, jemand zu sein, der (schlechte Dinge) kritisiert. Das Ausdrücken von Wertschätzung oder sogar – Gott bewahre! – Begeisterung (für gute Dinge) ist seit Langem untrennbar mit Unkultiviertheit, Naivität, ja sogar Dummheit verbunden.

Ich verstehe das: Über dunkle, negative Emotionen zu schreiben, ist äußerst interessant. *Freude* hingegen kann so kitschig, so banal, so ... kleinbürgerlich sein. In der Politik kann *Freude* eine verdächtig manipulative Idee sein: Geht es bei totalitärer Propaganda nicht um eine vorgetäuschte kollektive *Freude*, die die Realität von Gewalt und Unterdrückung verschleiern soll? Und ist eine unechte, künstliche *Freude* nicht genau das, was Konsumenten von der Werbeindustrie eingetrichtert wird?

Es gibt gute Gründe dafür, dass sich progressives Denken auf Kritik konzentriert, auf das, was wir nicht wollen. Das hat jedoch zu ei-

nem Verlust der Fähigkeit geführt, Visionen zu entwickeln und uns vorzustellen, was wir WIRKLICH wollen. Und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass dies auch ein Zeichen für die historische und geografische Ausnahme ist, in die wir das Glück hatten hineingeboren zu werden: unsere friedlichen, wohlhabenden westlichen Gesellschaften. Nichts trübt die Fähigkeit, sich *freudigere* Welten vorzustellen und dabei glaubwürdig zu sein, mehr als relativer Wohlstand. Heute bröckelt diese historisch außergewöhnliche Konstellation, die wir fälschlicherweise für normal hielten. Unsere Welt wird aus den Angeln gehoben – oder, wie man auch sagen könnte, aus ihrer Heuchelei und Selbstgefälligkeit. So scheint die Ausübung von Kritik wichtiger denn je. Und doch möchte ich Ihnen von Ventotene erzählen.

Ventotene ist ein winziger wunderschöner Fleck Land, eine Insel umgeben von kobaltblauem Wasser, einige Stunden mit dem Boot von der italienischen Küste entfernt, auf halbem Weg zwischen Rom und Neapel. Das faschistische Regime verbannte dort hin viele seiner Gegner für Jahre unter erbärmlichen Bedingungen. Im August 1941 geschah etwas Außergewöhnliches: Die auf der Insel internierten Altiero Spinnelli, Ernesto Rossi, Ursula Hirschman und Eugenio Colomi verfassten das sogenannte Manifest von Ventotene (die Frau wurde natürlich nie für ihren wesentlichen Beitrag gewürdigt). Der Titel lautete: „Für ein freies und vereintes Europa. Ein Entwurf für ein Manifest“. Darin plädierten sie für „die endgültige Beseitigung der Gren-

zen, die Europa in souveräne Staaten aufteilen“. Sie legten den idealen Grundstein für jene postnationale Einheit, die wir heute als Europäische Union bezeichnen.

Betrachten wir den Kontext: Während sie Institutionen erdachten, die weit über die damals einzigen Modelle – Nationalstaaten und Kolonialreiche – hinausgingen, was geschah in der Welt um sie herum? Die Wehrmacht hatte gerade die Stadt Kamianez-Podilskyi in der Westukraine erreicht und dort 23.600 Juden massakriert, nur einen Monat vor dem noch größeren Massaker von Babin Yar am Stadtrand von Kiew. Die Todesmaschine des Holocaust lief auf Hochtouren.

Im Manifest von Ventotene heißt es: „Ein freies und vereintes Europa ist die Bedingung für die Verbreitung der modernen Kultur, deren Entwicklung die totalitäre Epoche aufgehalten hat. Sobald diese zu Ende geht, wird der historische Prozess gegen soziale Ungerechtigkeit und Privilegien sofort wieder aufgenommen werden.“ Es könne keine gerechte Gesellschaft geben, die den Nationalismus nicht überwindet, sagt das Manifest von Ventotene. Ebenso wenig könne es ein vereintes föderales Europa geben, das nicht auf sozialer Gerechtigkeit basiert. Der Vertrauensvorsprung, den diese Visionäre in Europas dunkelster Stunde zum Ausdruck brachten, ist nicht nur inspirierend – er ist atemberaubend. Umso mehr, wenn man bedenkt, dass die Europäische Union heute Realität ist.

Ich muss nicht näher darauf eingehen, wie und warum die EU weit davon entfernt ist, diese Prinzipien zu verwirklichen, wie un-

vollkommen und enttäuschend sie ist, wie unfähig, gemäß den Idealen zu handeln, die sie zu vertreten vorgibt. Was die intellektuellen Helden von Ventotene im Sinn hatten, war sicherlich keine fremdenfeindliche Festung Europa, die ihre „Werte“ nur auf ihre hellhäutigen Bürger anwendet, während sie anderen ins Gesicht schlägt – oder sie sogar abweist.

Es war sicherlich nicht das beschämend zaghafte Europa, das zwei Jahre lang die genozidale Zerstörung in Gaza hingenommen hat, um dann zögerlich zu diskutieren, ob man vielleicht, möglicherweise, einige Sanktionen gegen Israel verhängen könnte. Es war sicherlich nicht das unent-

gen von J. D. Vance) mehr verachten als die Möglichkeit, dass eine wirklich demokratische, freie und sozial gerechte EU zu einem maßgeblichen Akteur auf der Weltbühne wird. Und das aus gutem Grund: Die EU – nicht die, die sie ist, sondern die, die sie sein könnte – ist das Gegenteil ihres autoritären, imperialistischen, nationalistischen, großmachtorientierten, antidemokratischen, plutokratischen, kolonialistischen, frauenfeindlichen, homophoben, transphoben, rassistischen und klassistischen Ideals. Das sollte uns zu denken geben.

„Ich habe einen Traum“. Nur der Anführer einer misshandelten und unterdrückten Minderheit, die für ihre Rechte kämpft, wie Martin Luther King Jr. konnte diese Worte glaubwürdig aussprechen. Ihre visionäre Kraft steht im Verhältnis zur Brutalität des Leidens, das sie zu überwinden versprochen. Vielleicht kann kollektive Freude nur von denen glaubwürdig erträumt werden, die etwas von Schmerz verstehen. Das haben Menschen in schrecklichen Zeiten immer getan. Sie haben nie nur gegen etwas gekämpft, sondern, was wichtiger ist, *für* etwas anderes. Sie haben nie nur die Ursache ihrer Unterdrückung kritisiert – sie waren immer auch damit beschäftigt, von der *Freude* zu träumen, die stattdessen kommen sollte.

Ich würde behaupten, dass die Zeiten, in denen wir leben, dunkel genug sind, um uns nicht nur zu zwingen, sondern uns auch die Fähigkeit zurückzugeben, zu träumen. Uns ohne Verlegenheit zu fragen: Wie könnte *Freude* aussehen? Wir könnten zum Beispiel alles nehmen, was diese faschistischen Autokraten an der EU hasen und fürchten, und zu unserer Leitlinie machen. Zu unserer Vision, was ein demokratisches, inklusives, auf Rechtsstaatlichkeit basierendes, freies und sozial gerechtes Europa sein könnte und werden sollte. Wir könnten endlich wieder anfangen zu fragen: Worum wollen wir kämpfen? Nicht nur wogegen, sondern, wichtiger noch, wofür?

**Francesca Melandri**, Drehbuchautorin, Schriftstellerin und Dokumentaristin, lehrt als Gastprofessorin italienische Literatur und Kultur an der ETH Zürich. 2024 erhielt sie den Bruno-Kreisky-Preis für ihr publizistisches Gesamtwerk. Zuletzt veröffentlichte sie den Roman „Kalte Füße“, der die Mitschuld der Italiener an faschistischen Verbrechen behandelt.

Anzeige

## Gegen Desinformation und digitale Propaganda

Social Media begünstigt die Verbreitung von Desinformation. Ihre Ursachen und Auswirkungen sind komplex – entsprechend brauchen wir viele verschiedene Gegenmaßnahmen. Unser Dossier zeigt Strategien auf, wie Desinformation wirksam eingedämmt werden kann: durch die

Förderung einer resilienten Informationsgesellschaft, durch politische Medienbildung, die Regulierung von Plattformen wie Instagram oder TikTok sowie die Stärkung von gemeinwohlorientierten Plattformen und freiem Wissen.

Hier lesen:



Mit Hilfe von KI können Bilder, Tonspuren oder Videosequenzen künstlich erzeugt oder verändert werden. Eine Folge unserer dreiteiligen

### Podcast-Reihe „Digitale Propaganda“

geht der Frage nach, wie gefährlich solche KI-generierten Fälschungen für unsere Demokratie sind und wie wir deren Verbreitung entgegen wirken können.

Hier hören:



**HEINRICH BÖLL STIFTUNG**  
Die grüne politische Stiftung

Schumannstraße 8, 10117 Berlin [www.boell.de](http://www.boell.de)  
@boellstiftung Heinrich-Böll-Stiftung

# Drei ostdeutsche Frauen besiegen den Kapitalismus

Im Jahr 2024 haben Annett Gröschner, Peggy Mädler und Wenke Seemann für ihr Buch „Drei ostdeutsche Frauen betrinken sich und gründen den idealen Staat“ sieben Nächte lang mit sieben alkoholischen Getränken über den Zustand der Welt nachgedacht. Nun denken sie für die taz eine weitere Nacht über den Zustand der Solidarität nach. Sie treffen sich dafür in Chemnitz, wo Peggy gerade ein Theaterstück inszeniert.

**Sequel Wenke:** Heute ist der 24. August 2025. Wir sind in einer Chemnitzer Ferienwohnung, die sich in einem Q6-Bau befindet. Wir trinken Prosecco.

**Peggy:** Zu essen gibt es Brot, Gurken, Zwiebeln, Oliven und Käse. Und ich habe ein Spiel mitgebracht, das passenderweise Solidaritäts-Monopoly heißt.

**Annett:** Peggy, kannst du, bevor wir mit dem Spiel anfangen, mal kurz sagen, ob sich das Konzept der Kulturhauptstadt Chemnitz mit dem Begriff der Solidarität verbinden lässt?

**Peggy:** Ich finde, das ist eigentlich der Grundgedanke. Die Idee ist, sämtliche Aktionen und Akteur\*innen, die über die Stadt und Region des Erzgebirges verteilt sind, miteinander zu vernetzen. Es gibt hier so viele Menschen, die etwas bewegen. Die Frage ist natürlich: Wie gelingt eine gute Kommunikation untereinander – und das geht über 2025 hinaus? Wie kann eine Verbindung zwischen Menschen gehalten werden ...

**Wenke:** ... die ja oft in einem prekären Alltag gefangen sind. Oder zwischen ihnen liegen weite Wege.

**Peggy:** Vielleicht kann man Solidarität in dem Sinne als ein dringend benötigtes Gefühl der Nähe zwischen Menschen beschreiben, um sich gegenseitig wahrzunehmen und zu unterstützen, ob nun im globalen Sinne oder eben in einer Region – dass man eine Verbindung zueinander hat und hält.

**Annett summt:** Vorwärts und nicht vergessen, worin unsere Stärke besteht ... beim Hungern und beim Essen: die Solidarität.

**Peggy:** Wollen wir mit dem Spiel anfangen? Das haben Studierende der Freien Universität entwickelt – auf Basis von Monopoly. Ich lese mal die Anleitung vor. „Mische die Aktions- und Rollenkarten gut durch und lege sie verdeckt. Alle Spielenden stellen ihre Figur auf Los!“

**Wenke:** Ich nehme Grün ...

**Annett:** Ich Rot ...

**Peggy:** Dann nehme ich Lila. Es gibt einen Großkonzern im Spiel, der bekommt auch eine Figur. Wir haben mehrere Auswahlmöglichkeiten: Ein silbernes Auto, das für die Automobillobby steht. Eine Waffe für die Waffenlobby oder einfach den Zylinder für unsere altmodische Vorstellung des Kapitalisten aus dem Schulbuch.

**Annett:** Bei der Waffenlobby sind die Widersprüche am größten. Wir müssen uns verteidigen, sind aber gegen Rüstungskonzerne.

**Wenke:** Lass uns das Auto nehmen, da sind die Widersprüche auch groß genug. Wer spielt den Großkonzern?

**Peggy:** Niemand. Wir müssen lediglich für ihn würfeln.

**Annett:** Niemand hier am Tisch muss den oder die Böse spielen?

**Peggy:** Nein. Es ist so angelegt, dass niemand von uns es sein muss. Wir dürfen solidarisch handeln. Hier unsere Rollenkarten.

**Wenke:** Oh. Ich bin Bildungsaktivistin. „Aktivist\*innen sind Menschen, die sich öffentlich für eine Sache einsetzen und versuchen, etwas zu verändern. Du kämpfst für eine Stadt, in der alle Kinder und Erwachsene das lernen können, was sie wollen. Zum Beispiel in der Schule oder in der Uni.“

**Peggy:** Ich bin Verkehrsaktivistin. „Du kämpfst für eine Stadt, in der sich alle Menschen sicher, frei und kostenlos von einem Ort zum anderen bewegen können.“

**Annett:** Ich bin Gemeinschaftsaktivistin. „Du kämpfst für eine Stadt, in der es allen Menschen gut geht. In der alle genug zu essen haben und in einer Wohnung leben können.“

**Peggy:** Dann können wir ja losspielen. Es gibt zwei Möglichkeiten, zu gewinnen. Individueller Sieg: Die erste Person, die drei Straßen mit jeweils drei Markern vollständig entwickelt hat, gewinnt alleine. Oder kooperativer Sieg: Wenn mindestens zwei Personen ihre drei Straßen fertig entwickeln, bevor der Großkonzern das schafft, gewinnen alle Aktivist\*innen gemeinsam, dann haben wir die Stadt zusammen umgestaltet.

**Wenke:** Warte mal. Und wann gewinnt der Großkonzern?

**Peggy:** Der Großkonzern gewinnt, wenn er drei Straßen vollständig entwickelt oder auf allen sechs Infrastrukturfeldern seine Marker hat.

**Wenke:** Mit Infrastruktur sind die Wasserwerke gemeint?

**Annett:** Und der Bahnhof. Das Elektrizitätswerk.

**Wenke:** Und das Feld Einkommensteuer oder Zusatzsteuer sind dann Ereignisse?

**Peggy:** Ich denke, ja. Das verstehen wir alles beim Spielen. Ich bin immer so ungeduldig bei Spielanleitungen.

**Wenke:** Aber wenn der Großkonzern jetzt auf eine Straße kommt, dann muss doch irgendjemand von uns für ihn die Straße kaufen.

**Peggy:** Das habe ich vergessen zu sagen: Es gibt hier kein Geld.

**Wenke:** Ach so.

**Peggy:** Und wir dürfen uns jederzeit helfen, Absprachen treffen und Aktionskarten tauschen, wenn alle einverstanden sind.

Die drei ostdeutschen Frauen fangen an zu spielen. Annett würfelt mehrere Paschs hintereinander und setzt ihre Marker auf die Chausseestraße. Peggy bekommt die Elisenstraße. Wenke zieht eine Aktionskarte. „Der älteste Club der Stadt, Roswitha, hat seine Klage ge-

gen einen Großkonzern gewonnen, der ein teures Bürogebäude darauf errichten wollte. Das wird gebührend gefeiert.“ Sie vergessen gleich in der ersten Runde, für den Großkonzern zu würfeln. Das wird nachgeholt. Annett landet im Gefängnis. Sie muss eine Runde aussetzen.

**Annett:** Fängt ja gut an.

**Peggy:** Kann ich euch ein Geständnis machen? Ich spiele überhaupt nicht gern.

**Annett:** Ich auch nicht.

**Peggy:** Ich glaube, viele Westdeutsche spielen ganz gern, die haben schon in ihrer Kindheit sämtliche Spiele des Jahres durchprobiert. Ist das ein Klischee? Wir waren eher draußen spielen.

**Annett:** Mein 1983er-Freund hatte ein selbstgemachtes Monopoly. Getreu dem ostdeutschen Motto: Alles, was wir nicht aus dem Westen kriegen können, machen wir selbst. Ich wusste aber damals wie heute nicht, warum mir persönlich eine ganze Straße gehören soll. Ich hatte andere Interessen, ich habe lieber Bücher von Ulrike Meinhof und Frantz Fanon abgeschrieben.

**Peggy:** Bei Monopoly scheißt der Teufel immer auf den größten Haufen: Je mehr Geld und Straßen man hat, desto mehr Geld und Straßen kriegt man automatisch.

**Wenke:** Hier gibt es noch Begriffserklärungen in der Spielanleitung. Was heißt Obdachlosig-

keit? Was ist eine Petition? Was ist Diskriminierung?

**Annett:** Was steht da bei Solidarität?

**Wenke:** „Solidarität. Zusammenhalten. Sich gegenseitig helfen und füreinander da sein. Beispiel: Freundinnen helfen einander bei einer Hausaufgabe oder Menschen spenden für Betroffene einer Flut.“ Das ist ein ganz schöner Unterschied, oder?

**Peggy:** Was ist überhaupt der Unterschied zwischen Hilfsbereitschaft und Solidarität?

**Wenke:** Na ja, Hilfsbereitschaft ist konkreter. Wir haben zum Beispiel heute einem Mann, der ziemlich betrunken und umgefallen war und sich im Gesicht ver-

Anzeige

## Nachhaltigkeit macht Schlagzeilen.



Seit 1992 entwickeln wir langlebige und praktische Produkte, die Freude schenken.

WERKHAUS ist ausgezeichnet mit dem Deutschen Nachhaltigkeitspreis 2026.

Unser gesamtes Sortiment unter:  
[werkhaus.de/shop](https://werkhaus.de/shop)



## Wer die Welt verbessern will, fängt beim Aufstehen an.



Die GEPA handelt seit 1975 fair und ökologisch nachhaltig. Mit jedem GEPA-Produkt förderst auch du aktiv bessere Arbeitsbedingungen und nachhaltige Anbauverfahren. Und damit Fairness, die man schmecken kann.

letzt hat, hochgeholfen und einen Krankenwagen gerufen. Hilfsbereitschaft heißt: nicht wegzugehen, wegzugucken. Solidarisch bist du eher mit einer Gruppe oder mit Menschen, denen du dich aufgrund deiner Gesinnung zugehörig fühlst, zu denen du eine eigene Verbindung aufbaust.

**Peggy:** Aber du musst doch auch eine Verbindung zu dem betrunkenen Mann aufbauen, um zu sagen, ich schaue da hin und gehe nicht einfach weiter.

**Wenke:** Ja, aber ich würde nicht sagen, dass das solidarisch ist, das hat eher mit Empathie zu tun.

**Annett:** Solidarität ist was Größeres als Hilfsbereitschaft. Mit dem Mann heute war ich nicht solidarisch, denn der Mann, das muss man ja dazu sagen, wollte, wenn die AfD an die Macht kommt, alle ausrotten.

**Wenke:** Und er meinte uns damit. Huch, jetzt ist uns das Großkonzernauto vom Brett gerutscht.

**Annett:** Müssen wir Erste Hilfe leisten? Solidarität ist ein moralisches oder soziales oder gesellschaftliches Konzept. Ich finde eh, Freiheit, Gleichheit, Solidarität ist besser als Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Solidarität umfasst mehr als Brüderlichkeit.

**Wenke:** Ja, und es sollte nicht nur eine Proklamation sein. Also

zum Beispiel das Profilbild bei Insta zu ändern oder so was. Oder Marken zu kaufen für die Solidarität und die in ein Buch zu kleben, das ist für mich noch kein solidarisches Handeln.

**Peggy:** Also ist Solidarität eine Unterstützung einer Idee oder eines Kampfes, eines Engagements von anderen?

**Wenke:** Ja.

**Peggy:** Und wenn ich an die Welthungerhilfe spende?

**Wenke:** Das ist auch solidarisch, oder nein – hilfsbereit?

**Annett:** Manchmal ist es eben auch deckungsgleich. Ich hatte neulich eine ziemlich interessante Diskussion mit einer belarussischen Journalistin, Katja Artsiomenka, die ein Feature macht über Solidarität. Ihr war aufgefallen, dass die meisten, die sie nach dem Begriff gefragt hat, unter Solidarität Unterstützung von Schwächeren oder Ausgebeuteten verstehen, die unsere Hilfe brauchen, und nicht mit denen, die souverän und selbstbestimmt um eine Freiheit kämpfen, die wir schon haben. Also dass wir nicht solidarisch gewesen sind mit den Menschen in Belarus, weil die eben halt nicht die armen Unterdrückten waren, sondern selbstbewusste Citoyens. Das hat mir schon zu denken gegeben. Welche

**Reinigungskraft und Hausmeister**  
Aydin Şahin  
und Helmut Höge (v.l.n.r)



Definition von Solidarität haben wir eigentlich?

**Peggy:** Es ist so ein christliches Gebot, solidarisch mit den Armen zu sein. Und im Kommunismus hieß es, solidarisch mit den Entrechteten und Unterdrückten zu sein.

**Annett:** Ich glaube, da ist auch ein großer Unterschied zwischen uns und Leuten, die im Westen sozialisiert worden sind. Wir sind ja mit diesem staatlichen Solidari-

tätsbegriff aufgewachsen, den es ja im Westen nicht gab.

**Wenke:** Also Solidaritätsmarken kaufen ...

**Peggy:** ... oder Solidaritätsbare organisieren.

**Annett:** Diese Forderung nach Solidarität mit Vietnam, mit Chile, mit dem palästinensischen Volk hatte natürlich auch immer was Geopolitisches ...

**Wenke:** Und Ideologisches.

**Annett:** Aber wenn man dahinterguckt hat, waren es immer Blöcke, die sich gegenüberstanden und ihre Interessen verteidigten. Ich habe mich daran wieder erinnert, als es in der letzten Regierung unter der Außenministerin Annalena Baerbock dieses Credo der feministischen Außenpolitik gab, was für mich krachend gescheitert ist, weil es noch nicht mal dafür gereicht hat, solidarisch mit den protestierenden Frauen im Iran zu sein. Ja, da wurde es genauso ideologisch wie das, was ich kannte. Gut gemeint, aber am Ende siegt doch wieder die Geopolitik. Und dann sind die Frauen, die kein Kopftuch tragen wollen und im Gefängnis landen, halt so ein Kollateralschaden, weil man es sich im Westen doch nicht mit dem Iran verderben will.

**Peggy:** In letzter Zeit habe ich viel an den Prager Frühling gedacht. Da gab es auch die Hoffnung, dass sich die westlichen Länder solidarisch mit der Tschechoslowakei erklären – und auch entsprechend handeln. Und dann ist die Sowjetunion mit den Panzern in Prag einmarschiert. Die Proteste waren da, aber gering. Das war genauso mit dem Mauerbau.

**Wenke:** Das sind immer gleich so weltpolitische Konflikte. Da wünsche ich mir eine Aktionskarte „Solidarische Massenproteste gegen ...“

**Annett:** Die sind dringend notwendig angesichts dieser unsolidarischen Regierung, die wir gerade haben. Ich denke da an die Journalistin, die für uns aus Afghanistan berichtet hat und aufgefliegen ist und dringend aus dem Land rausmusste und jetzt in Pakistan festsitzt und wieder nach Afghanistan abgeschoben werden soll, weil alle Zusagen Deutschlands auf Ausreise vom Bundesinnenministerium blockiert werden. Das ist ja auch so eine Frage der Solidarität: Sind wir solidarisch mit denen in Afghanistan, die eine Hoffnung darauf gesetzt haben, als der Westen mit seinen Truppen einmarschiert ist. Jetzt werden alle Versprechen gebro-

chen und die Leute den Taliban zum Fraß vorgeworfen.

**Wenke:** Das ist das Drama des Abzugs gewesen – nach dem kompletten Rückzug der USA 2021. Die Frage ist, was kannst du als Einzelperson tun, wie kannst du solidarisch sein? Du kannst alle Kontakte aktivieren und versuchen, größtmögliche Aufmerksamkeit und Druck zu erzeugen, all deinen Wahlkreisabgeordneten schreiben. Aber im Grunde ist es eine Frage des staatlichen Selbstverständnisses, von außenpolitischer Integrität: Ausbeutung und Verrat oder Anerkennung und Respekt auf Augenhöhe.

**Peggy:** Und dann hast du aber auch in aktivistischen Gruppen noch die Streitereien um Prioritäten oder darum, mit wem man solidarisch sein sollte, das kommt ja dann auch noch dazu.

**Annett:** Na gut, das lässt sich nicht vermeiden, dass es Diskussionen gibt, dass man nicht immer einig ist, das finde ich auch in Ordnung. Aber was ich sehe, ist, dass diese Regierung, die wir jetzt haben, grundsätzlich nicht solidarisch ist, weil alles, was sie bis jetzt machen oder was sie als Begründung dafür angeben, dass es diesem Land nicht gut geht, hat immer was mit Armen, Geflüchteten oder Leuten zu tun, die halt nicht so funktionieren, wie der Kapitalismus das fordert. Ich finde, hier wird versucht, eine Entsolidarisierung zu schaffen, indem ...

**Wenke:** ... Arme und Geflüchtete diffamiert werden, als diejenigen, die den Steuerzahler\*innen auf der Tasche liegen. Das ist fatal, weil es funktioniert. Die letzten 30 Jahre Neoliberalismus haben das *Blame Game* „soziale Spaltung“ perfektioniert.

**Annett:** Es wird nicht einmal kritisch hinterfragt, dass man die Daseinsvorsorge privatisiert hat und einige wenige damit richtig viel Geld verdienen. Oder dass Brücken nicht kaputt sein müssten. Aber Instandsetzung verspricht halt keinen Profit.

**Peggy:** Man hätte auch vor Jahren vorausschauend sagen können: Nein, wir schließen jetzt keine Schulen, denn wir brauchen Zuwanderung, wir brauchen mehr Menschen hier, deren Kinder dann die Schulen besuchen.

**Wenke:** Es wird nicht gesagt, dass Konzerne, die Mindestlohn oder weniger bezahlen, im Prinzip diejenigen sind, die vom Staat alimentiert werden, weil deren Ge-

Fortsetzung auf Seite 14

Anzeige



**Sicher investieren,  
Energiewende gestalten.**



**Investieren Sie nicht in Prognosen, sondern in laufende Windparks mit geprüften Ertragsdaten.**

Mit der **investierenden Mitgliedschaft in der Windauf eG** sichern Sie sich stabile Erträge und leisten zugleich einen Beitrag zur Energiewende.

- ✓ Mindestbeteiligung: ab 1.000 € (2 Anteile)
- ✓ Mindestverzinsung: 2,5 % p. a.
- ✓ Volumen: 7,2 Mio. € – bereits zu 20 % gezeichnet
- ✓ **Zeichnungsfrist: bis 23. November 2025**

**Jetzt Mitglied werden und online zeichnen!**

Windauf eG | Kirchhoffstraße 3 | 25524 Itzehoe  
info@windauf.de | 0800 – 4 888 555 | www.windauf.de





## Shop

Melanie Mantino, Gudrun Ernst, Richard Kniesel (v.l.n.r.)  
Nicht im Bild:  
Ahmad  
Ahmad, Carola Klein, Uta Wolfering, Sigrid Renner, Claudia Peukert, Gary Heidak, Michael Weber, Stephanie Grimm

Fortsetzung von Seite 13

schäftsmodell darauf basiert, keinen existenzsichernden Lohn zahlen zu müssen, da dieser durch staatliche Transferleistungen aufgestockt wird. Und das bei aktuell 20 Prozent aller erwerbsfähigen Bürgergeldempfänger\*innen!

**Annett:** Dasselbe bei Wohnungseigentümer\*innen, die immer wieder Schlupflöcher finden, um die Miete zu erhöhen. Und das Wohngeld zahlt dann der Staat und alimentiert sie damit.

**Wenke:** Wer ist dran?

Wenke erwürfelt sich die Hauptstraße. Danach muss sie fürs Kapital würfeln. Dann ist Annett dran, sie bekommt die Theaterstraße. Peggy geht über Los und bekommt eine Aktionskarte: „Ihr habt jetzt Sommerferien und endlich mehr Zeit, euch gegen den Großkonzern zu wehren.“

**Peggy:** Wie bitte? Moment, Moment. Ich würde ja gern mal eine Woche wirklich nur Urlaub machen und mich in der Zeit auch nicht um Politik kümmern.

Wenke zieht eine Aktionskarte für die Erweiterung der Öffis: „Du musst Tramschienen auf die Theaterstraße, setze deinen Marker drauf.“ Annett erwürfelt sich die Hauptstraße. Da liegt schon ein Marker von ihr. Fehlt also nur noch ein dritter Marker – dann ist die erste Straße schon in aktivistischer Hand. Natürlich spielen wir auf den gemeinsamen Sieg. Wenke summt Ton Steine Scherben: „Aus dem Weg, Kapitalisten, die letzte Schlacht gewinnen wir.“

**Annett:** Mist, schon wieder vergessen, für den Großkonzern zu würfeln. Oh nein! Er bekommt die Museumsstraße.

**Peggy:** Ist das jetzt die erste Straße, die der Kapitalist besitzt? Ich glaube, das richtige Monopoly ist realistischer.

**Annett:** Die Gier wird in diesem Spiel hier überhaupt nicht geweckt.

**Peggy:** Es ist ja kein Geld da. Nur diese Marker, die uns nichts bedeuten. Das heißt, wir haben auch keinen Neid untereinander. Es geht auch nicht darum, wer seine Miete morgen noch zahlen kann. Du musst dich nicht fragen, ob du das Eigentum, das du vielleicht erarbeitet oder mit Glück erwürfelt hast, solidarisch teilst oder ob du es für deine individuelle Altersab-

sicherung brauchst. In der Realität bist du ja ganz oft in diesem Dilemma: Gemeinschaftsinteresse oder persönliches Interesse.

**Annett:** Die Frage ist ja, gibt man der Gemeinschaft was durch das Zahlen von Steuern, zum Beispiel für Erbschaften oder Vermögen? Was ich eigentlich immer besser finde als durch Spenden, wo man dann irgendwie eine Erwartung hat an die, denen man spendet.

**Wenke:** Und wo ist die Macht des Kapitals? Es hockt auf der Museumstraße. Was ist denn das für ein Kapitalist?

**Peggy:** Na, ein gebildeter Kapitalist. Ich darf eine Aktionskarte ziehen: „Die Stadtregierung hat beschlossen, den Stadtpark auszubauen.“ Ein Träumchen. Platz für ein Fußballfeld, eine Hochbeetanlage und ein Freilichtkino. Haben wir schon die Gesetze zur Dachbegrünung beschlossen?

**Annett:** Die Aktionskarte habe ich, das passt doch gut.

Wenke würfelt und zieht: So, jetzt haben wir auch den Opernplatz. Gut. Weiter geht's. Annett hat die Berliner Straße. Prima. Entwickeln wir mal gleich die ganze Gegend hier.

**Peggy:** Bei dem Tempo haben wir bald gewonnen. Ich finde übrigens, dass Chemnitz eine sehr grüne Stadt ist – mit einem schlechten Verkehrskonzept.

**Wenke:** Jetzt kommt das Feld Steuern. „Wer auf eines der beiden Steuerfelder kommt, muss seinen nächstgelegenen Marker vom Spielfeld entfernen.“ Diese Regel gilt nur für die Aktivisti. Na, das ist schon realistischer: Der Großkonzern muss keine Steuern zahlen.

**Peggy:** Oder sie stehen in keinem Verhältnis: Ich habe neulich gehört, dass Tesla in Brandenburg etwa 30 Millionen im Jahr an Gewerbesteuer zahlt und an öffentlichen Steuergeldern wurden schon 940 Millionen für die Ansiedlung der Gigafabrik ausgegeben.

**Annett:** Und dann kommt noch die Verlegung des Bahnhofs dazu, die das Land Brandenburg voraussichtlich 59 Millionen Euro kostet und für die Anwohner\*innen längere Wege bedeutet.

**Wenke:** Von den ökologischen Folgekosten mal ganz abgesehen. Leider ein wirtschaftspolitischer Klassiker – Privatisierung von Gewinnen und Vergemeinschaftung von Risiko und Folgekosten.

**Annett:** Es geht nur auf, wenn du denkst, dass die dann 100 Jahre bleiben und ordentlich ihre Gewerbesteuern zahlen. Und unser Spiel hier geht nur auf, weil niemand von uns abtrünnig wird und sich mit dem Großkonzern gemeinmacht. Aber in der Realität sieht es ja oft so aus, dass Gegenbewegungen aus irgendwelchen Zwängen heraus schließlich doch mit Konzernen kooperieren.

**Wenke:** In unserem Spiel hier gibt es kein lukratives Jobangebot oder Sponsoring, keine finanziellen Abhängigkeiten, keine Existenz- oder Abstiegsängste. Dafür eine „Aktionskarten-Regierung“ mit ausgeprägtem Gemeinwohlinteresse.

**Peggy:** Du musst auch nicht entscheiden, verwendest du jetzt deine Zeit für politisches Engagement oder für die Familie. Und: Solidarität tut hier überhaupt nicht weh. Manchmal unterstütze ich Aktionen, auch wenn ich mich nicht mit allen Punkten vollständig identifizieren kann.

**Annett:** Ja, ist Abwägungssache.

**Wenke:** Der Konzern ist dran. Wo ist er? Ah, er hat die Turmstraße. Und zieht eine Kapitalkarte, weil er über Los gegangen ist: „Capital Defensive Architecture. Der Großkonzern möchte nicht mehr, dass sich obdachlose Menschen in der Nähe seines Eigentums aufhalten. Deswegen baut er die überdachte Bank in mehrere Stühle um, damit dann niemand mehr darauf schlafen kann.“

**Peggy:** Das ist das erste Mal, finde ich, dass der Konzern ein bisschen gemein wird.

**Wenke:** Es ist so ein bisschen wie Häuser besetzen ohne Widerstand und Räumung.

**Peggy:** Ich muss sagen, es ist schön, mal wieder einen Abend mit euch zu verbringen ... Oh, passt mal auf, ich habe anscheinend gerade die Gefängnisse abgeschafft. „Anstatt Menschen mit Haftstrafen im Gefängnis einzusperren, wird der Fokus nun auf die Bekämpfung von Armut und auf die Erweiterung von Hilfsangeboten gelegt.“

**Annett:** Und der Großkapitalist, der alles unterschlägt, kommt auch frei. Also die Cum-Ex-Leute, die kommen dann auch nicht mehr ins Gefängnis.

**Wenke:** Das halte ich wieder für realistisch.

**Peggy:** Und was ist mit Mord und Totschlag?

**Wenke:** Wir sind in Rio Reisers Traum: „Alle Türen waren offen,

die Gefängnisse leer. Keine Waffen, keine Kriege, mehr ...“ Du bist dran, Annett.

**Annett:** Wieder eine Aktionskarte: Gerechte Steuerreform. „Das lange geforderte Gesetz, Superreiche entsprechend ihrem Wohlstand zu besteuern, wird endlich verabschiedet.“

**Peggy:** Der Traum ist aus! Darüber haben wir ja schon gesprochen, dass sich zum Beispiel in Bezug auf die Vermögenssteuer viele Menschen in der Mitte eher solidarisch mit den Reichen zeigen, weil sie sich potenziell in der Zukunft da sehen oder hoffen, dass ihre Kinder eines Tages da sind, statt solidarisch mit den Ärmern zu sein.

**Wenke:** Die Mehrheit der Deutschen kann von der Steuerpolitik systematisch bevorteilte Superreiche besser ertragen oder ausblenden als die maximal 2 Prozent der erwerbsfähigen Bürgergeldempfänger\*innen, die nicht arbeiten wollen. Statt „wir arbeiten doch auch“ möchte ich endlich „wir zahlen doch auch unsere Steuern“ hören.

**Annett:** Okay, dann jetzt noch: „Deutsche Wohnen & Co. enteignen. Das Gesetz wird beschlossen. Dank dir und deiner Aktivist\*innen wird der Großkonzern gezwungen, seine Wohnung an den Staat zu verkaufen, wodurch die Mietpreise wieder sinken und bezahlbar werden.“ Jetzt haben wir gleich gewonnen.

**Peggy:** Das reale Monopoly ist das Spiel, das ich wirklich am wenigsten gern spiele. Es ist zutiefst frustrierend. Das Verlieren zieht sich so lange hin. Du siehst es kommen, dass du keine Chance mehr hast, weil so viele Straßen anderen gehören und du immer nur bezahlen musst.

**Annett:** Aber das ist ja die Realität. Ich habe das Gefühl, dass Trump, Putin und Co. gegen die Welt Monopoly spielen. Mariupol und der Gazastreifen als 1-A-Lage.

**Peggy:** Ja, genau. Diese Frustration will ich doch nicht noch in meiner Freizeit haben.

**Wenke:** Es gibt auch Leute, die gewinnen.

**Annett:** Streng dich mal an.

**Wenke:** In dem Spiel hier gewinnen wir alle, wir sind hier in einem anderen Gesellschaftssystem.

**Peggy:** Genau. Wir haben keine Frustrationserlebnisse.

**Wenke:** Die Gefängnisse sind leer.

**Peggy:** Keine Waffen und keine Kriege mehr. Das ist ...

**Wenke:** ... das Paradies. Der Traum ist aus. Döööööööööööö.

**ALLE:** Aber ich werde alles geben, dass er Wirklichkeit wird.

**Wenke:** Ich denke bei Ton Steine Scherben an Claudia Roth.

**Annett:** Gibt es ein Land auf der Erde ...

**Peggy:** ... in dem der Traum Wirklichkeit ist. Und jetzt stehen wir in der Werner Seelenbinder-Halle. 1988, Ost-Berlin. Und alle singen mit: „Dieses Land ist es nicht.“

**Annett:** Aber das andere ist es auch nicht. ... Jetzt muss ich wieder für den Kapitalismus würfeln. Mist: Deutsche Wohnen enteignen wird wieder zurückgenommen.

**Wenke:** Achtung! Dafür gehört die Schlossallee jetzt uns.

**Peggy:** Hier in Chemnitz läuft gerade eine Edvard-Munch-Ausstellung und dort ist auch eine Videoinstallation der polnischen Künstlerin Karolina Bregula aufgebaut: „Der Sturm“ (2024). Auf fünf Bildschirmen sind fünf Personen zu sehen, die an einer Küste stehen. Sie schauen auf einen Punkt in der Ferne und beschreiben, was sie sehen – einen Sturm, der über einer Insel aufzieht und immer stärker wird. Sie sagen: „Ich bin sicher, dass der Sturm bald hier ankommen wird. ... Bin ich in Gefahr? ... Im Radio sagen sie, dass der Sturm gefährlich ist. ... Wer hat den Sturm verursacht? ... Ich habe den Sturm nicht verursacht. ... Obwohl ich den Sturm nicht verursacht habe, fühle ich mich schuldig.“ Bei Wikipedia habe ich gelesen, dass Solidarität im römischen Recht meinte, dass man als Einzelne\* haftbar ist – auch wenn man einen Vertrag mit vielen anderen abschließt. Die Frage: Bin ich als Einzelne haftbar für das Ganze, finde ich tatsächlich in Bezug auf die Klimakrise einen wichtigen Gedanken. In der Installation heißt es weiter: „Ich denke, jetzt dort zu sein, muss schrecklich sein. ... Die Wahrheit ist, dass ich die Bewohner der Insel noch nie mochte. ... Es tut mir nicht leid, ich habe mit den Menschen nichts zu tun.“ Wie viel Solidarität hat man, wenn die Insel weit weg ist ...

**Wenke:** Oder es ist eine Privatinsel von einem Superreichen.

**Peggy:** ... der deutlich mehr für den Sturm verantwortlich ist als ich.

**Annett:** Das ist die Frage: Wo gerät Solidarität an Grenzen? Die Leute, die im Luftschutzbunker zusammengesessen haben, waren auch solidarisch und haben gemeinsam gekocht. Aber sie hät-

Anzeige

**Redaktion Le monde diplomatique-**  
Anna Lerch,  
Dorothee  
d'Aprile, Greta  
Cazzola (v.l.n.r.)  
Nicht im Bild:  
Jakob Farah,  
Niels Kadritzke,  
Katharina  
Döbler



ten jeden rausgeschmissen, der einen gelben Stern am Mantel trug. Echte Solidarität hieße ja, dass du auch solidarisch bist mit Leuten, die nicht zur eigenen Gruppe gehören.

**Peggy:** Heißt es das wirklich? Solidarität entsteht doch oft unter Gleichgesinnten: „Arbeiter aller Länder, vereinigt Euch.“

**Wenke:** Ich finde schon, dass Solidarität darüber hinaus reichen sollte. Sinthujan Varathrajah formuliert das ziemlich treffend: „Ich glaube wirklich daran, dass dieser Zwang zu Nähe und Ähnlichkeit als Grundlage für jegliche Form von Mitgefühl verkürzt und irreführend ist. Solidarische Beziehungen sollten unabhängig davon existieren.“

**Peggy:** Ich schließe manchmal meine Augen, weil mich das, was

ich sehe, erschreckt und verstört. Es gibt Tage, an denen ich denke, ich ertrage keine einzige Nachricht mehr. Ich ertrage meine Ohnmacht nicht. Ich habe auch Angst. In der Videoinstallation heißt es: „Ich denke daran zu helfen.“ Und: „Ich muss mich jetzt vor allem um mich selbst kümmern. ... Wenn der Sturm da drüben alles zerstört hat, wird er hierherkommen. ... Und ich frage mich, wer wird mir dann helfen?“ Jürgen Habermas hat mal gesagt, dass Solidarität im Vertrauen darauf entsteht, dass umgekehrt dir diese Solidarität auch zuteil wird.

**Wenke:** Ja, dass sie auf Reziprozität beruht.

**Peggy:** Genau. Deshalb hat mich die Installation so traurig gemacht. Weil ich dachte: Dieses Vertrauen, dass andere solidarisch mit dir

sind oder sein werden, ist auf breiter Ebene nicht mehr da. Es fehlt eine positive Zukunftsvision, wie sie zum Beispiel mit der frühen Arbeiterbewegung einherging: Wir solidarisieren uns international, denn wir wollen eine Welt, in der die Arbeiter\*innen nicht mehr die Ausgebeuteten sind. Das ist das positive Ziel. Im Moment dient die Solidarisierung eher dazu, die Katastrophen abzumildern.

**Wenke:** Was wäre denn eine neue Internationale, die breit genug wäre, um Menschen, die ähnlich denken, zu vereinen? Das sind ja sicherlich nicht wenige, die sich mehr öffentliche Daseinsfürsorge, ein gerechteres Steuersystem, überhaupt eine lebbare Zukunft wünschen. Womit könnte man Menschen dazu bringen, sich in ihrem Umfeld, im Land, interna-

tional zu verbinden? Occupy Wall Street, wie viele Jahre ist das her?

**Annett:** Im Moment kämpfen wir ja eigentlich nur darum, das zu bewahren, was wir schon haben. Der Sturm ...

**Peggy:** ist ...

**Wenke:** ... überall.

**Annett:** Heißt das, dass wir eigentlich die Konservativen sind? Nehmen wir die UNO. Wir sehen, dass sie in allen Belangen geschwächt wird. Es gibt natürlich immer Defizite, die solche Organisationen haben. Aber nur die Defizite zu sehen, hieße, dass eine Weltgemeinschaft wie die UNO in absehbarer Zeit scheitern wird.

**Wenke:** Und dann fangen wir wieder von vorne an. Aber warum beharren wir nicht trotzdem auf den positiven Visionen und Grundideen dieser Organisationen und kämpfen für eine konsequente Umsetzung von Völkerrecht, für ein solidarisches Europa oder für eine auf echter Teilhabe gründende Kommunalpolitik?

**Annett:** Viele von uns fragen sich ja, warum in den USA nur sehr zaghaft gegen den sich ausbreitenden Autoritarismus protestiert wird. In den letzten 20 oder 30 Jahren sind viele dermaßen in eine Abhängigkeit geraten, dass ein Protest zwar nicht das Leben, aber die Existenz gefährdet. Die sind jetzt in der Defensive, die, die jetzt aufstehen müssten, können es nicht, weil sie Kredite haben.

**Wenke:** Ich frage noch mal: Was wäre eine positive Zukunftsvision, die dem neoliberalen Autokratismus entgegensteht, der sich gerade in rasender Geschwindigkeit über den Erdball ausbreitet?

**Peggy:** Ich weiß, ich bin morgen wieder zuversichtlicher. Aber angesichts dessen, was ich habe ich gedacht: ... bin auch eine ... gerade wie ... auf den Sturm ... auf Kriege, auf ... makrise, auf die ... len anderen großen ... bleme, auf die näch ... Wahlen. Ich glaube ... nicht mehr an eine glo ... Arbeiter\*innenbewegu ... Mein letztes Vertrauen ... ich auf Frauen\*, da spüre ... noch am meisten Solidar ...

**Annett:** Ich glaube, d ... eine globale Frauen\*bew ... gung die einzige Bewegu ... ist, die noch vorstellbar ... als weltverändernde pro ... gressive Kraft.

**Wenke:** Also eine neue Frauen\*bewegung, mit ei ... Stärke, wie sie Emmeline ... hurst beschrieben hat: „Wir ... gen keine Kennzeichen, wir ... gen in alle Klassen, ihr könnt ... nicht ausfindig machen, und i ... könnt uns nicht aufhalten.“

Fortsetzung auf Seite 16

Anzeige

Werbemitteilung

# PAPIER GEHT. HALTUNG BLEIBT.

ÖKOWORLD und taz sind  
Partner seit Jahrzehnten –  
vielen Dank, dass es euch gibt!

**ÖKOWORLD**  
Konsequent. Nachhaltig. Menschlich.



Fortsetzung von Seite 15

**Peggy:** Da sind wir wieder beim Anfang: Der Kunst, Verbindungen und Nähe innerhalb von weiten Räumen und in einem eh schon überfüllten und prekären Alltag zu schaffen. Ich meine, wir sind alle kurz vorm Burnout. Und wir müssen direkt in den Sturm hineinschauen, um die andere Frau darin auch wirklich zu sehen.

**Wenke:** Wir brauchen eine gemeinsame Aktionskarte. „Demokratie, Rechtsstaat, die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte und Abschaffung des Patriarchats werden konsequent Grundlage jeden politischen Handelns“.

**Annett:** Ja, das wären alles Lieblingsaktionen.

**Peggy:** Und wo ist jetzt der Kapitalismus abgeblieben?

**Wenke:** Der hat hier eh keine Chance. Die letzte Schlacht gewinnen wir.

**Annett:** Hier in der Ferienwohnung darf man übrigens ab 22 Uhr nicht mehr laut singen. Kostet 250 € Strafe.

**Peggy:** Nein, ehrlich, steht das in den Hausregeln?

**Annett:** Ja, das steht am Kühlschrank.

**Peggy:** Ist nicht wahr.

**Annett:** Aus dem ...

**Wenke:** ... Weg

**Peggy:** ... Kapitalisten. Achtung, hier ist wieder eine Kapitalkarte: „Der Großkonzern hat sich drei neue Grundstücke in der Theaterstraße gekauft, um dort ein großes Luxusgebäude zu errichten. Entfernt dort alle von Aktivisti gesetzten Marker, ersetzt sie durch einen Marker des Großkonzerns.“

**Wenke:** Nein.

**Annett:** Warum das Theater? Es gehört uns. Habt ihr jetzt einfach *Nein* gesagt und Kapitalkarte verschwinden lassen?

**Wenke würfelt:** Genau. Die Theaterstraße bleibt bei uns. Aus dem Weg, Kapitalisten.

**Annett würfelt:** Dieses Spiel gewinnen wir.

**Peggy:** Schaut mal, jetzt habt ihr beide nun jeweils drei Straßen vollständig entwickelt. Damit haben wir tatsächlich gegen den Kapitalismus gewonnen.

**Wenke:** War ein bisschen einfach. Annett: Unterhalb Stunden und nur drei Aktivistinnen nötig. Das wäre dann auch die Überschrift für unseren Text: „Drei Ostdeutsche Frauen besiegen den Kapitalismus. In einer Wohnung in Karl-Marx-Stadt.“ Mission accomplished. Das ist das Ende.

**Annett Gröschner**, Schriftstellerin und Journalistin, **Peggy Mädler**, Dramaturgin, Regisseurin und Schriftstellerin und **Wenke Heemann**, freie Künstlerin und Sozialwissenschaftlerin, veröffentlichten 2024 das Buch „Drei ostdeutsche Frauen betrinken sich und gründen den idealen Staat“.

# Neuanfänge

Nicht jedem Anfang wohnt ein Zauber inne. Das erlebt T. C. Boyle in den USA jeden Tag und betet um den Segen eines Regimewechsels

## wochentaz

F. Schindler, L. Wimmer, L. Strothmann, L. Habig, T. Tricarico, J. Uthoff, M. Kalle, W. Schwab, A. Lang-Lendorff, A. von Lenthe, F. Olanigan (v.l.n.r.)

Nicht im Bild: L. Hierse, J. Pfaff, A. Fastabend, L. Gubela, N. Belghaus, F. Seyboldt, F. Zimmermann, M. Brake, M. Mescher, P. Wrusch, S. Hunglinger, U. Gutmair, D. Batarilo, E. Schöningh, Y. Achternbosch



**Wehklage** Über Neuanfänge schreiben ist ironisch, denn unter den gegenwärtigen Umständen hier in Amerika können Neuanfänge nur noch mehr Hass bedeuten. Und den weiterhin raketenhaften Anstieg von Ignoranz und Aberglauben. Jeder Neuanfang ist hier ein Vorbote der systematischen Aushöhlung unserer verfassungsmäßigen Rechte. Bis Januar war unser Land mit 248 Jahren die am längsten bestehende Demokratie der Geschichte, doch seitdem sind wir in die schwarze Nacht der Autokratie versunken. Worauf wir uns freuen können? Auf das ständige Gefüttertwerden mit Propaganda, während die Welt zu unseren Füßen sich in Scheiße verwandelt? Auf die nächste Pandemie, die uns unter der Voodoo-Herrschaft des Gesundheitsministers Robert F. Kennedy Jr. dezimieren wird, nicht nur hier in Amerika, sondern weltweit? Seine Anhänger:innen lassen

weder ihre Kinder noch ihre Hunde impfen. Wird es als Nächstes also eine Tollwut-Pandemie geben? Warum nicht. In den Augen von Kennedys Anhänger:innen wird das ein Akt der persönlichen Freiheit sein. Wau-wau! Ahwooo!

Unsere Neuanfänge zeigen, dass die „Gewaltenteilung“ nur noch ein Witz ist: Die Legislative fürchtet sich vor unserem großen und mächtigen Führer, er hat den Obersten Gerichtshof in der Tasche, die Universitäten und die freie Presse werden unter fadenscheinigen Vorwänden angegriffen und seine Privatarmee patrouilliert durch die Straßen unserer Städte, um uns alle unter Kontrolle zu halten. Als ob das nicht schon schlimm genug wäre, werden alle grünen Initiativen demontiert, sodass der Klimawandel immer größere Zerstörungen und Verwerfungen bringt. Er fordert Menschenleben als Preis, während die Natur wei-

ter ihrer Ressourcen beraubt wird. Seltsame Arten werden so selten, dass sie wie Staubkörner im Wind davonwehen. Neuanfänge? Was für ein Witz! Wir können gerade nur weinen, jammern und um den Segen eines Regimewechsels beten. Das Problem dabei ist, dass die Zeit langsam vergeht, zumindest für uns Normalsterbliche, und wir haben noch mehr als drei Jahre mutwilliger Zerstörung und Chaos vor uns. Wird bis dahin noch jemand von uns übrig sein? Wird überhaupt etwas übrig sein?

**T. C. Boyle** gilt als einer der wichtigsten Autoren der USA. Im Vorfeld der US-Präsidentenwahl befragte die taz den Schriftsteller jede Woche zur Lage in seinem Heimatland. Sein aktueller Roman „No Way Home“ erschien zuerst auf Deutsch und wird zunächst nicht in den USA verlegt werden.

# TAZ THE RICH

Wenn sich immer mehr Macht in den Händen von Superreichen konzentriert, braucht es diejenigen, die ihnen auf die Finger schauen. Deshalb Journalismus von links – unbestechlich, unbequem, unabhängig.

taz



10x wochentaz  
für nur 10 Euro

Mo – Fr digital, samstags gedruckt



taz.de/abo

# Die Tage

Bei Feridun Zaimoglu sucht sich ein Künstler seinen Pfad durch eine Zeit sich auflösender Gewissheiten. Zuverlässigkeit gibt es keine, aber noch Allianzen, Gemeinschaften und gemeinsames Getriebensein

**Langpoem** Die Tage, an denen ich Kunst machte, sind vergangen.

Es kostete mich Überwindung, in die ungewaschenen Zottelfellfäustlinge zu schlüpfen und sie zu verdrecken, während das Publikum, das aus jungen Frauen und jungen Männern mit rosigen Gesichtern bestand, meine gespielte Gestörtheit beklatschte. Wir hörten nicht das Flügelflattern der Vogeljungten im Nest, wir waren dazu außerstande. Ein anderes Mal malte ich vor einem johlenden Haufen eine glänzende Nase, es entstand auch das Porträt eines Fußes mit perlmuttweiß lackierten Zehennägeln, an jenem Tag war ich zerstreut, ich vergaß die Stöpsel herauszunehmen, die ich mir nachts vor dem Einschlafen in die Ohren steckte, ein Stöpsel fiel, als ich in einer heftigen Bewegung den Pinsel führte, auf die Palette.

Ich malte sprießende Wimpern, die sich wie ein Vorhang über das Gesicht legten. Die öffentliche Malerei brachte nichts ein. Ein Bekannter sagte, er wolle Watte schlucken, um nicht mehr nachts mit einem Schrei zu erwachen. Er sagte: Mir ist egal, wenn die Feinde durch die Straßen der Stadt ziehen, ich will meinen Sozialismus ausleben, und das heißt, dass ich nicht Feinde totschieße. Er fuhr wie ich gerne Bus, am besten im Stehen an Halteschlaufen hängend, er klebte wie ich Zeitungsausschnitte in ein Heft, wir sammelten Material, wir liebten die Propaganda der Unerbittlichkeit.

Wir liebten gar nichts. Wir halfen einem Freund beim Aufräumen, wir benutzten reißfeste Schwerlasttüten, in eine Tüte stopften wir leere Pfandflaschen, in eine Tüte Pappe und Papier, in eine andere Plastik, die vierte Tüte lag wie ein kleiner Mensch, dem man den Hals umgedreht hatte, auf dem Boden. Der Sozialist schob die Hand in die Sofaritzen und zog Folien und leere transparente Beutel, Umreifungsbänder, kleine Muschelschalen aus Plastik heraus. Ich gelangte, obwohl ich schwitzte, dabei zu keinem kritischen Bewusstsein. Ich benutzte beim Malen keine Filzstifte. Wir nannten uns Ulf, Ingo, Konrad. Ich benutzte beim Malen keine Luftdüsen mit verstellbaren Lamellen. An den Tagen, an denen ich Kunst machte, träumte ich nicht mehr und nicht weniger als sonst. In einem Traum wurde der Name Hidalgo laut gerufen, aber der Mann, der Hidalgo hieß, kam nicht, er war nicht aufzufinden, doch die Menschen riefen den Namen laut und lauter. Nach dem Aufwachen schaute ich im Wörterbuch nach, der Name bedeutete: Sohn von jemand. Den Namen Konrad legte ich ab, den Namen Sohn von jemand nahm ich an. Wir nannten uns Ulf, Ingo, Sohn von jemand. Ein Galerist sagte: Die Chinesen lieben den Maler, der ver-

weste Gesichter malt. Ich verrührte Sand mit Tapetenkleister und verstrich mit dem Finger den schmierigen Sand auf der Leinwand, um ihn mit feinem Schmirgelpapier aufzurauen. Ich malte schäbige Geschöpfe und Fehlmenschen auf grüspanfarbigem Grund. Ich ließ sie wie technisches Personal ärmellose Kittel tragen. Sie standen konzentriert an Bügelbrettern.

Ulf änderte seinen Namen, er hieß: Insekt Deutschlands. Ingo wollte beißt heißen. Insekt Deutschlands beißt Sohn von jemand. Vor jedem Auftritt aßen wir eine Handvoll Haselnüsse. Wir nannten uns Insekten Deutschlands. Wir hängten Mumienschlafsäcke, an den Schultern breit, an den Füßen schmal, an die Wände, die Menschen im Publikum erkannten sich in dem Bild nicht wieder.

Sie wollten auf breitester Grundlage arbeiten, wir boten ihnen Hafertaler an, die sie schnell verschlangen, das war nicht meine Geschichte, die Insekten Deutschlands starben in der Nacht. Der Galerist sagte: Ihr werdet euch von diesem Schlag nicht erholen. Wir wurden zu Schaukelpferden auf Stahlfedern. Mir misslang die Zeichnung einer Nase. An einem Tag sah ich im Supermarkt eine junge Frau ihren Einkauf auf das Förderband legen: Katzenmilch, Sojamilch, Salamipeitschen, zwei Dosen Jim Beam Cola. Ich träumte viele Tage von ähnlichen Zusammenstellungen. Ich sah Ulf nicht wieder. Ingo malte sich als Kind in der Turnstunde, im weißen Unterhemd und in blauen kurzen Hosen, er wurde seltsam, er zwickte die Käufer seiner Bilder in den Nabel, ich wollte wieder Hidalgo heißen, doch er hielt sich nicht daran, er sagte: Es ändern sich eben die Verhältnisse. Welche Verhältnisse?

Wir waren eingeklemmt, statt Nasen hatten wir Rüssel, die uns zwischen den Augen sprossen, wir legten sie uns beim Gehen um den Hals. Eines nachts, im Schatten von Hibiskussträuchern in der Hauptblütezeit, aßen Ulf, Ingo und ich getrocknete Apfelschiffchen, wir teilten die sechzehn Schiffchen auf, ich bekam vier Schiffchen, ich sah Ulf wieder, zur Belohnung bekam er sieben Schiffchen, Ingo, den der Galerist für den allerbesten Künstler der Stadt hielt, aß sehr laut schnaufend fünf Apfelschiffchen, in diesem Moment starb für uns die Kultur, es war keine friedliche Nacht, wir hörten Kellertüren zuschlagen, wir sahen verspätete Mücken im flackernden Licht der Neonröhren, was ein Desaster, unsere gurgelnden Organe konnten es nicht übertönen, und da sagte jemand in der Nähe, in die Stille zwischen zwei zuschlagenden Kellertüren, er sagte, leise wimmernd, nein, falsch, er sagte leise keuchend: Euch muss man tüchtig verklopfen, dass euch das saure Blut aus den Falten quillt!



**Buchhaltung**  
Katharina Jungmann, Thomas Purps, Anna Mendoza, Ulrike Halbrock (v. l. n. r.)  
Nicht im Bild: Suna Borcin, Monika Hofmann, Roland Siefken, Torsten Ziese, Elke Zielinski, Daniela Oschatz

Es war eine Qual, zu kauen und den Mann überhören zu wollen, seine Worte überhören zu wollen, wir kauten eine lange Weile, wir zerkauten die Apfelschiffchen zu einem Brei, der zwischen unseren Backentaschen schwappte, die Kunst starb für uns nicht, wir waren sehnige Skulpturen im Schatten von Hibiskussträuchern, es würde weitere Desaster geben, hier, dort, weiter weg, später, im nächsten Jahr, in späteren Jahren. Wer versteckte sich und keuchte? Wir wickelten unsere Rüssel um den mageren Hals, wir verschwanden. Ich war Hidalgo, ich war ein Insekt Deutschlands. Wir spähten:

kein Feind im weiten Umkreis. Nur sirrende durchhängende Luftkabel, oben gab es nichts zu tun, unten gingen wir aus dem Leim, Insekt Deutschlands beißt Sohn von jemand.  
Wer keinen Bauch hatte, galt als vergeudetes Leben, ich war mager, ich ging mir einen Weihnachtsstollen kaufen, den es fast das ganze Jahr im Discountladen gab, auf dem Vorplatz wurde ich in die Menge gezogen und halbherzig getreten, es waren Pillenfresser, die mich für ihren hundsgemeinen Dealer gehalten hatten, sie halfen mir auf, sie klopfen mir den Staub von Hemd und Hose, ich hatte Na-

senbluten, ich wischte mir das Blut mit dem Handrücken quer übers Gesicht, ein Hoch auf die Desaster, sie boten mir kleine schmerzrote Pillen mit einer Kerbe in der Mitte an, lieber nicht, lieber nicht, der Mond war noch nicht aufgegangen, das war ein schlechtes Zeichen, ich achtete auf Mondaufgänge, ich achtete nicht auf den Rausch der Männer und Frauen, die sich immer wieder immer wieder immer wieder am Hals kratzten und an ihren Fingerspitzen rochen, die Zeichen, die Zeichen, es war ein Zeichen, dass ich nicht un-

Fortsetzung auf Seite 34

Anzeige

## Momente, die im Herzen bleiben!



2026

Fil Sarah Hakenberg

Tillmann Birr

Ulla Meinecke

Oliver Wnuk Andy Irvine

St. Patricks Day 2026

Ton & Kirschen Wandertheater

Till Reiners

Oliver Rohrbeck & Die Lauscherlounge

Lenad Schilgen

The Doechi Kiki

Kammerpuppenspiele Bielefeld

Luksan Wunder

Gardi Hutter u.v.m.

Kultur verschenken!



**Tickets & Infos**  
75 50 30 (Mo-Sa 10-18h, So 14-18h)  
ufafabrik.de

Motiv: Niklas Apffel

Fortsetzung von Seite 33

versehrt den Discounter betreten durfte, ich kaufte fertig geschnittenen Pumpernickel in der Tüte und Nuss Nougat Creme, die Frau an der Kasse nahm sich die Zeit, mit Feuchttüchern mein Gesicht zu säubern, sie stach mir dabei ver-sehentlich fast ein Auge aus, ich floh, ich floh hinter die Büsche, schmierte mit dem Finger einen dicken Belag auf die fast schwarzen Scheiben, ich aß sie schnell auf. Ich raste beim Essen.

Die fast unzerkauften Bissen lagen mir im Magen wie kleine Steine. War die Kassiererin krank? Sie hatte gesagt: Ich möchte dir dein Blut über deine geschlossenen Augen streichen. Sie hatte gesagt: Das ist aus einem amerikanischen Gedicht. Amerikanische Gedichte gingen mir auf die Nerven. Ich rannte, ich raste, ich aß im Ge-hen, ich biss mir beim Essen in die Unterlippe, auf dem Heimweg ge-schah nichts, nur der Mond ging auf, der Mond, der Mond. Ich schloss mich in meinem Zimmer ein. Die Kissen, die auf der Sofarü-ckenlehne lagen, sanken vorüber, sie machten ein Geräusch, als wür-den sie sich räuspern, bevor sie he-runterfielen. Die räuspernden Kis-sen machten mich, Hidalgo, ver-rückt und einsam, mir fielen vier Wörter ein, die ich mit einem gel-ben Filzstift auf ein Zeichenblatt schrieb: Bitte höflich ziehen und fixieren.

Ich riss das Fenster auf und schrie: Wie könnt ihr Osterläm-mer schlachten und essen, wenn doch der Heiland das Lamm Got-tes ist?! Die Tiere, die ihr opfert, fressen euch im Grab! Die Nachba-rin vom dritten Stock schrie: Reiß Sie sich zusammen! Ich legte mich schlafen und träumte von aufwärts rollenden Doppelkegeln, bis mich die Afghanen des Wohn-heims, in dem ich lebte, weckten. Der marxistische Spartakusbund hatte den sowjetischen Handelsat-taché zu einem Vortrag in der Pä-dagogischen Hochschule eingela-den. Die Afghanen waren meine Leute, sie waren wie ich Matsch mit Mördernaugen, ich ging mit, ich setzte mich mit ihnen in die vorletzte Reihe des kleinen Hör-saals. Der Attaché sprach: Wir eil-en zu Hilfe, die die Bedrängte. Die Selbst-verteidigung sind rückläufig! Die Ver-zweiflung verschwindet im hel-len Licht der Revolution! Es kann nicht alles beim Alten bleiben! ... An dieser Stelle fingen wir an, mit Schöpfkellen die kleinen Eisen-bleche und die Schnell-kocher mit rundem Boden zu schlagen, wir schlugen, wir schlugen uns der af-ghanische Koch Aftab aus-gestattet hatte.

Man konnte die Kes-sel und Töpfe auch im Kampf benutzen. Die Antikommunisten sangen politische Lieder. Ich war kein Kämpfer, ich war ein verwesen-ter Aktionist. Ich schwang den Hammer, ich leckte den letzten Rest vom Boden des Kessels, bis Kashif, Aftabs bester Freund, mir in den Arm fiel. Vorne am Pult gab es eine Handgemenge, die Kessel und Töpfe flogen durch die Luft, die Af-ghanen Lemar, Kayan, Emal zerr-ten mich hinaus, wir liefen im ge-duckten Galopp an völlig entlaub-ten Linden vorbei, bis wir auf die Afghaninnen Tirza, Zoya, Tamana,



PraktikantIn-nen der Wochentaz  
Lisette Habig,  
Lino Wimmer

Moska, Nilufar, Maleka und Jirina stießen.

Sie waren die Nachhut, sie hat-ten sich versammelt, um zu tan-zen, dabei schwangen sie ihre übergroßen Leibchen und Röcke, als wollten sie sich in den Schlaf wiegen, und tatsächlich summten sie durch die Nase ein Lied, das wie ein Wiegenlied klang, ich wollte so-fort afghanische Nasen malen, ich war Sohn von jemand, den die In-sekten bissen, und da aber sagte Kashif: Der Staat ist abgefault, Arme und Beine sind abgefallen, Mund und Zähne, die Ohren, und natürlich die Augen sind vom Ge-sicht abgefallen, da sind nur noch der nutzlose Kopf und der tumbe Rumpf ...

Von welchem Staat sprach er? Ich sprach von den räuspern-den Kissen, bis Moska und Ma-leka mit dem Schwingen aufhö-rten, sie zeigten auf das Geflimmer zwischen den kahlen Lindenästen, ich kniff ein Auge zu, um zu ver-standen nichts, gar nichts, es war der Mond, der sich hinter den Ästen versteckte, es war nicht die glori-ose völkerverbindende Lehre, als die der Handelsattaché den So-wjetsozialismus genannt hatte, wir, die Insekten Deutschlands, schraubten manchmal die Kappe auf und rochen an der Öffnung der breitschultrigen Plastikflasche, wir schnüffelten an Putzmitteln, wir atmeten tief ein, sah ich mit ei-nem offenen und einem zugeknif-fenen Auge ein Zeichen oder nur den Lichtschein glühender buck-liger Kriebelmücken?

Wir spähten:  
kein Feind  
im weiten  
Umkreis

Wir setzten uns auf die nas-sen Parkbänke, die Afghanen ver-teilten Zahnstocher, die Passan-ten sollten uns, die wir zwischen den Zähnen stocherten, für geistig ausgebrannte, aber wohlhabende Menschen halten, die sich Fleisch leisten konnten. Dann schlan-gen wir, noch zahnstochernd, das lange Haar um den Hals, wir wur-den für Sekunden ohnmächtig, bis uns das Scharren von Schuhsohlen über kieseligen Boden weckte, un-sere Erloschenheit wurde zur Le-

gende, doch die Legenden waren mir weniger wert als ein Brunz-topf, ich war und blieb auf einer höchst unbewunderungswerten Weise aktionistisch. Ich nahm Abschied von den Afghanen, die Afghaninnen tanzten in einiger Ferne.

Da rannte Nilufar herbei und sagte: Ich erzähle dir eine Ge-schichte: Der König lässt die streit-süchtige Frau kommen, er sagt: Ich erfülle dir jeden Wunsch. Doch deiner Nachbarin, die du in Zu-kunft in Ruhe lassen wirst, werde ich das Doppelte von dem geben, was du dir wünschst. Sie sagt: Stich mir ein Auge aus, Herr ... Ich be-dankte mich mit einer Verbeu-gung, ich verbeugte mich so tief, dass ich der Afghanin aus Ver-sehen beide Knie küsste. Ich lief durch die Stadt, ich stellte mich an die Autobahnausfahrt, vier-zehneinhalb Stunden später war ich in Berlin. Ich traf irgendwo an einer Kreuzung einen Bekannten, er sagte: Ich habe geträumt, dass du mich um 350 Dollar betrogen hast. Der Traum hat mich gequält, bis ich endlich heute Morgen auf-gewacht bin. Ich sagte: Wieso Dol-lar und nicht Mark?

Er nahm mich mit, in seiner en-gen Wohnung waren schreibende Menschen, die dabei gelegentlich fremde Worte laut aussprachen, sie übten eine Fremdsprache, was war hier los, der Bekannte träu-felte Valiumtropfen auf den Wür-felzucker, ich steckte ihn mir in die Backentasche, ich lag mit auf dem Bauch gefalteten Händen auf dem Futon und schaute fern, der Bekannte sagte: Giraffen können nicht husten, ich sah im Fern-sehen keine Giraffen, dann sah ich doch eine Giraffe, die die Ohren kreisen ließ, um die Fliegen zu verscheuchen, dann sah ich ei-nen Bettler, der um Makkaroni bettelte, dann dachte ich: Es ist gut, an einem Regentag zu liegen, obwohl man weiß, dass es kein Regentag ist, dann sah ich mich liegend um und sah Schrott und Mist, der Sperrmüll in Berlin stand nicht vor den Häusern, sondern in den Häusern, meine unreinen Ge-fühle beschämten mich, ich emp-fand valiumgetränkte, mädchen-hafte Scham, ich dachte: Du bist für die Endverwendung nicht ge-eignet, ich dachte: Der Bekannte ist ein Mann mit fotosensitiver Empfindlichkeit, flackernde Lich-ter führen bei ihm zu einer großen Missempfindung im Kopf, dann

sah ich nichts, dann dachte ich nichts, ich hörte die Menschen in der Wohnung fremde Worte spre-chen, wobei sie die zweite Silbe unverhältnismäßig lange deh-nen. Dann schlief ich ein.

Der Bekannte rüttelte mich wach, ich lehnte den Zuckerwür-fel ab, er nahm mich mit zu einer Frau, die Wunder vollbracht hatte, welche Wunder, das war egal, ich lief ihm hinterher, nach einer Stunde kamen wir irgendwo an, im vierten Stock einer sanierten Arbeiterbaracke lebte die Meiste-rin mit ihren Jüngern. Als der Be-kannte vor die Frau trat, um ih-ren Segen zu erbitten, fielen ihm die Knöpfe vom Hemd, vielleicht hatte der Bekannte auch nur sein Hemd am Leib zerfetzt, Samt an den Wänden, Samt auf den Polst-ern, es roch nach Chemie und ver-brannten Kräutern, und da machte

eine Jüngerin einen Handstand, aus ihrem Schoß spritzte ein gel-ber Strahl, die Knöpfe des Ge-wands der Meisterin wurden nass, die abgesprungenen Knöpfe vom zerfetzten Hemd des Bekannten wurden nass, waren das Wunder, ein fahlblöder Junge rieb an ei-nem farblosen Mondstein, der an einer Kette an seinem Hals hing, was war das, das war ein Tachyo-nenempfänger, Tachyonen waren überschnelle Teilchen, die ihre optische Abbildung überholten, er hatte 900 Mark dafür bezahlt, natürlich der Meisterin, die auch jeden nassen Knopf an ihrem Ge-wand verkaufen würde, doch ihm fehlte das Geld, er war eben ihrer Fürbitte nicht würdig.

Er umarmte mich, seine Schul-tern rochen nach Eichhörnchen, der Mondstein stach mir gegen das Brustbein. Der Bekannte und der Jünger wollten mich der Meis-terin als ein neuer Jünger zufüh-ren, ich lehnte ab. Sie knetete an ei-ner kleinen Frischhaltetüte unter dem Tisch, das andauernde Knis-tern machte mich wahnsinnig. Sie pickte mit feuchter Fingerspitze die Krümel von Tisch und leckte sie gierig ab. Zwei Jüngerinnen bewegten sich im Handstand vor-wärts und rückwärts, es war eher ein Bananenhandstand, und ob-wohl sie viele Liter Wasser getrun-ken hatten, spritzte kein Strahl aus ihrer Mitte. Ich lehnte den Zucker-würfel ab. Ich hatte Missempfin-dungen im Kopf und in den Ze-hen. Waren mir die Hoffnungen zerschlagen? Schön wäre es, wenn ich diese harten Tage überlebte.

Ich wurde mit dunklen Tupfen gesprenkelt, es waren die Schat-ten der Tachyonenempfänger, ich lief hinaus, ich heftete mei-nen Blick auf die Straße, wieso sollte ich in Berlin zum Himmel aufschauen, wenn ich es in mei-

Anzeige

WENN  
DU  
POLITISCHES  
ASYL  
BRAUCHST,  
KOMM  
ZU  
UNS!

Wenn du willst, dass  
Verfolgte und Geflüchtete  
geschützt werden.

Wenn du Rassisten zum  
Kotzen findest.

Wenn du die Menschen-  
rechte verteidigst.

WIR NEHMEN DICH AUF: WERDE MITGLIED!



www.proasyl.de | PRO ASYL  
DER EINZELFALL ZÄHLT.

Social Media,  
Community  
und Klimahub  
Lea Wolters,  
Anna Böcker,  
Annika Reiß,  
Julian von  
Bülow,  
Nicole Opitz  
(v. l. n. r.)  
Nicht im Bild:  
Katja Musafiri,  
Denis Gießler,  
Johanna  
Pichler,  
Julian Csép,  
Petra Dorn,  
Shayna Bhalla,  
Donata  
Künßberg,  
Helena  
Werhahn,  
Ulrike  
Wagener,  
Julia Wycisk,  
Tabea Kirchner



ner Stadt nicht tat? Ich wollte wieder Nasen malen. Irgendwo, in einem Lokal, aß ich Pflücksalat, man hatte die Blattrosetten geviertelt und mit Krumen Schafskäse bestreut. Eine Frau setzte sich an meinen Tisch, weil alle anderen Tische besetzt oder reserviert waren, sie bestellte auch Pflücksalat, sie sprach, auch als der zerkaute Bissen ihr hinten am Gaumen steckte, sie musste nur kräftig schlucken, sie tat es nicht, sie redete mit einer Rachenstimme, stellvertretend für sie verschluckte ich mich. Sie kam aus Rumänien, in dem ihre Winzigkeit keine Rolle spielte. Sie war vielleicht 1,53 Meter groß. Sie übertragte mich im Sitzen.  
Ich sagte, dass ich lügnerische Hunde malte. Dass ich sie als tief herabhängende hochmoderne Deckenleuchten malte. Dass ich sie als illuminierte Nullen malte.

Dass ich sie als Abschabsel malte, als Fell ohne Fell. Als Wand ohne Wand. Sie drückte mir den Salateller gegen die Kehle, ich verstummte. Ich bekam augenblicklich eine Nervenentzündung im Nacken. Der Kraftverlust war beträchtlich. Meine Zunge roch, die Worte rochen, es sauste über unseren Köpfen, hörte sie es nicht. Ich verließ das Lokal.  
Draußen eine erbitterte Landschaft ohne Landschaft. Kleine Türkenmädchen mit weißen Bindfäden in den Ohren gingen vorbei, sie hatten sich Ohrlöcher stechen lassen, ich wurde beim Anblick der flatternden Bindfäden für vierzehneinhalb Sekunden glücklich, ich rief von der Telefonzelle den Freund an, der mir Grüße vom Gerichtsvollzieher bestellte, er hatte an meine Tür geklopft, mich nicht vorgefunden und den Ver-

merk ‚Amtsbekannt keine pfändbare Habe vorhanden‘ eingetragen. Ich nahm mir vor, dem guten Menschen doppelt geröstete, gepuderte Geleestücke zu schenken. Ich war Hidalgo, ich las meinen Namen rückwärts: Ogladih, es klang nach nichts. Plötzlich tauchte der Bekannte auf, er nahm mich mit zu einer Dichterlesung. Der Dichter griff in eine Schale, nahm einen Bonbon und warf ihn hart gegen den Kopf eines Mannes.  
Er wurde verwarnt. Er zielte und traf das Gesicht eines anderen Mannes. Er wurde verwarnt. Es nutzte nichts. Sein Buch lag unaufgeschlagen vor ihm auf dem Tisch. Nach dem siebten Wurf fiel ihm der Leiter des Stadtverschönerungsvereins, nein, der Leiter der Kulturwerkstatt, in den Arm. Sie rangelten miteinander. Als der Dichter ihm das Gesicht ab-

leckte, ließ der Mann von ihm ab. Ich stellte mich neben ihn, wir ließen uns Wangen an Wangen fotografieren, dann rannte ich hinaus, alle Menschen auf der Straße heulten plötzlich auf, die Katzen hielten inne, ich liebte den Ernst von Katzen, die bei Gefahr erstarrten und sich trotz langen Zuredens nicht aus der Erstarrung lösten. Ich folgte den Katzen irgendwohin.

Ich will  
meinen  
Sozialismus  
ausleben

Die Kioskbetreiber schlugen mit Teppichklopfern auf die Fußmatten, es sollte Glück bringen. Ich verlor die Katzen aus den Augen, ich aß mit Männern, die noch magerer waren als ich, Brot und Zwiebeln. Wir schlangen uns die Haare um den Hals. Sie zeigten in die Ferne, sie sagten, dort an der blauen Mülltonne sei der Katzenplatz.  
Wir wunderten uns: Wir konnten nicht Englisch und nicht Arabisch, wie kamen wir in der Welt zurecht. Trotzdem stand ich auf, die Zwiebelschalen fielen mir vom Schoß, ich lief und lief, ich stellte mich an die Autobahnausfahrt, und nach vierzehndreiviertel Stunden war ich zurück in meiner Stadt. Die Insekten Deutschlands, Ingo und Ulf und ich, trafen uns auf einem leer gefegten Platz, es war ein Sonntag, es war ein Feiertag, wir betraten später unbefugt einen Garten, ich wurde mit den Schatten der behaarten Trauben eines großen dornigen Strauchs gesprenkelt, da erschien Marga, Ulfs neue Freundin, sie war meergrün und grotesk, sie war vom ultraharten Rand, sie warf uns sofort vor, wie weich wie harte Kekse zu sein, sie zeigte uns ihre mittleren Milchschnidezähne in einer Pillendose, sie biss Kerben hinein, und als sie uns im Schatten der Traubenbeere, im Schatten der behaarten Beeren, verriet, dass ihr Windhund Kefir fraß, trauten wir ihr alles zu, sie war härter als wir, sie zerhämmerte die Haken von Garderobenständern vom Sperrmüll, die spitzen Späne, die dabei entstanden, nannte sie die Zornblüten ihres Geistes. Große Worte, sie machten mich sofort argwöhnisch, mir wurde übel von den

großen Worten. Ich wollte ihren Windhund Kefir fressen sehen. Ich wollte etwas Kefir, etwas Blabla, etwas Tobsuchtszelle, etwas Bumm, etwas geritzte Haut, etwas silbrige Schatten, etwas falsch, etwas gut, etwas nix davon. Ein böser Mensch legte mir am nächsten Abend einen präparierten Muskelstrang von der Kaninchenkeule auf den Teller. Es war ein Scherz. Ich aß kein Fleisch mehr. Ich wollte etwas blassblaue Müdigkeit. Etwas falsches Sprechen.  
Etwas Katzenernst. Etwas mehr Strenge, etwas weniger Muskelstränge, etwas weniger schmutzige Spiele, etwas mehr Krapfen, etwas abnehmender Dreiviertelmond. Ich startete auf die Aushänge der Schwarzen Bretter, ich las und verstand nichts, ich rieb mir den Schweiß von der Ellenbeuge, ich war umsummt von Kriebelmücken, ich träumte mit offenen Augen von dunklen Tannenwäldern, von wilden Wolken in Ostuganda.  
Wer das Wort Zornblüte benutzte, war nicht ganz dicht, und als ich es Marga vom ultraharten Rand sagte, klatschte sie mir eine, und noch eine. Ich ging weg. Ich malte nix, ich las mir die Bekennerschreiben des knallharten Widerstands durch und entschied mich für die durchgängige Kleinschreibung, die ich nicht einmal eine Woche durchhielt. Nach langer Suche fand ich Ingo im Wald. Er sprach mit lebhaften Gebärden mit einer Eiche. Als die Eiche trotz der Aufforderung, die Vermummung abzulegen und sich auszuweisen, schwieg, schlug er mit einem Stein, den er vom Boden auf-  
las, auf die Eiche ein.  
Ich sagte: Etwas weniger Stein. Da warf Ingo den Stein weg, und als er sich umdrehte, machte ich einen Satz zur Seite. Er sah aus wie ein fremder Mensch. Er hatte sich wegen seiner Schlupflider einer Operation unterzogen, weil er nicht mehr richtig sehen und lesen konnte. Jetzt konnte er richtig sehen und lesen. Es war alles sinnvoll, es würde alles im Desaster enden, wir setzten uns hin und aßen Walderde, ohne Käfer, mit Wurzeln, ohne Regenwürmer, ohne Marderkot. Dann liefen wir durch die Stadt, wir rochen Fassadenfarbe der Häuser, rochen die Bürger, die nach Dusche spazieren gingen, wir trafen einen alten Kriegsveteranen, der ein Viertel seines Körpers im Krieg hatte hergeben müssen, er sagte, seine einzige Freude sei es, zuzuschauen, wie das Wasser ihm von den Brusthaaren ins Waschbecken troff, morgens und abends, die anderen kleinen Freuden seien nicht erwähnenswert. Da kam Marga, die den Dreiviertelmar... narmte, es war ihr V... natürlich, es gab keine... fälle.  
Ich ging nach Hause, ich malte nix... das Fenster auf... ich schrie: Neue Tage, neue Tage! Neue Tage!  
Feridun Zaimoglu, Schriftsteller und bildender Künstler, debütierte 1995 mit „K... Sprach: 24 Mißtöne vom Rande der Gesellschaft“. Zuletzt erschien „Sohn o... Vater“, er stand 2025 auf Longlist des Deutschen Bu... ses.

Anzeige

# Nacht- leben

21.9.2025  
— 15.2.2026

Stiftung  
Kunst  
und Natur

Museum  
Sinclair-Haus

Bad Homburg v. d. H.  
museum-sinclair-haus.de

Robin Meier Wiratunga, Synchronicity,  
Video (Still), 2015–2024, © VG Bild-Kunst, Bonn 2025

# Was nach Popcorn riecht

Es atmet sich doch auch durch den Mund erträglich! Muss die Nase denn wirklich freieroperiert werden? Mit einem Phantomduft entreißt Nefeli Kavouras ihre Protagonistin der hadernden Starre

**Kurzgeschichte** Sie ist immer noch so schön. Sie ist sogar hübscher geworden. Sie hatte schon immer etwas Mädchenhaftes, ohne nur einen Hauch niedlich zu wirken. Es ist vier Jahre her und auf einmal sitzt sie neben mir. Ihre Schönheit nervt mich. Sogar die einzelnen grauen Haare sind schön. Um uns herum husten und schniefen einzelne Personen. Sie hat noch immer den schiefen Schneidezahn. „Da sieht man sich jahrelang nicht und trifft sich in einem Wartezimmer in einer anderen Stadt wieder“, sagt sie. Kurz berührt sie meine Schulter.

„Ich wusste gar nicht, dass du hier wohnst“, sage ich. Lou erzählt, dass sie erst seit drei Monaten hier lebe. Dass sie auch noch niemanden kenne, sie ist für den Job hergezogen. „Und du, was machst du jetzt?“ Margo?, fragt sie mich. „Ich mache mich endlich um meine Nase“, antworte ich.

„Und das ist so eine große Last, dass du damit zum Arzt gehst?“

„Also bitte, zieh mich nicht in deinen Ärztehass mit rein. Außerdem kann das sehr belastend sein. Da bin ich im Gym, will mich auf die Multipresse konzentrieren, und dann: Popcorn.“

„Verstehe“, sage ich. Aber natürlich verstehe ich es nicht. Wir schweigen. Ich merke, wie meine Nase zuschwillt, wie ich wieder durch den Mund atmen muss. Mach deinen Mund zu, sonst fliegt eine Fliege rein, das sagte Milosz einmal zu mir und die anderen lachten.

„Hast du noch Kontakt zu den anderen?“, frage ich. Ich denke an die Abende bei Amira, mit Martin, Milosz, Chiara und Lou. An das ständige Wiederholen der gemeinsamen Anekdoten, an das Gemeinschaftsgefühl bei Wein und wie ich mich hinterher doch einsam fühlte. Wir kannten uns alle von „früher“, lernten uns im Erstsemester kennen, und wir waren so gut darin, dieses „früher“ festzuhalten. Ich glaube, wir hatten einander, damit man anderen Menschen von Freund\*innen erzählen konnte. Mir erging es zumindest so. Ein wenig wie ein Alibi kamen mir unsere Treffen vor. Ich ging hin und erzählte so wenig wie möglich von mir. Ich schob es damals auf meine Schüchternheit. Dass ich mich einfach nicht traute, mich vor mehreren Menschen mitzuteilen. Stattdessen brachte ich immer eine Flasche Rosé und einen recht uninspirierten Salat mit und redete wenn überhaupt nur darüber, dass Arbeit anstrengend ist, aber so sei nun mal das Leben. Sie stellten mir auch keine Fragen, als wäre ich ein Gespenst, das man im Raum akzeptiert.

Lou schüttelt den Kopf. „Kaum noch. Chiara und Milosz wohnen noch dort, wir haben uns aber über die Jahre weniger gesehen. Chiara ist auch endlich durch mit ihrem Studium, die führt nun ein anderes Leben. Und ich glaube, Milosz macht einfach alles wie früher, nur irgendwie eigenbrötlerischer. Aber Amira hat ein Kind

bekommen, von ihr bekomme ich manchmal Bilder zugeschickt von ihrem kleinen Alex, willst du mal sehen?“ Sie holt ihr Handy aus der Brusttasche hervor, sucht kurz, und hält mir dann ihr Telefon hin. Amira, wie sie stolz ihr Kind in den Armen hält. Sie sieht so entspannt aus, wie ich sie nie erlebt habe.

„Und Martin?“, frage ich. Eine Patientin wird aufgerufen, die Frau erhebt sich, hält sich die Ohren vor Schmerzen zu. Ich frage mich, ob mein Nasenleiden wirklich schlimm genug ist, um damit zum Arzt gehen zu dürfen. Lou nahm mich beim letzten Treffen kurz zur Seite. Als sie so vor mir stand und mich ernst anblickte, kam sie mir auf einmal riesengroß vor, dabei ist sie einen Kopf kleiner als ich. Sie meinte, es sei doch gut, wenn ich mir mal Hilfe holen würde. Wenn ich endlich mal mit jemandem reden würde, über meine Familie, über meinen Bruder und vor allem über meine Gefühle. Sie würde mir auch bei der Suche nach einem Therapieplatz helfen. Ich brachte es einfach nicht übers Herz ihr zu sagen, dass ich wegziehe. Dass sich sein Zustand verschlechterte. Ich wollte sie nicht an meiner Hilfslosigkeit teilnehmen lassen. Ich nickte nur, wollte, dass sie endlich aufhörte zu reden.

„Das weiß ich nicht, hab ihn lange nicht mehr gesprochen.“ Ich versuche etwas in ihrem Blick zu deuten, aber es fällt mir schwer.

Ich werde aufgerufen. „Sehen wir uns gleich noch?“, frage ich Lou und bin mir gar nicht sicher, warum ich das frage. Will ich sie überhaupt wiedersehen? Sie nickt, ich verlasse das Wartezimmer, werde in einen Raum gebracht.

„Setzen Sie sich schon einmal“, sagt die Arzthelferin. Über dem Schreibtisch des Arztes hängt an der Wand ein ausgestopfter Elchkopf, mit gigantischen Nasenlöchern. Ich frage mich, ob der Arzt Humor hat. Ob er heimlich nach Feierabend die Nase des Elchs untersucht, mit langen metallischen Stäben in die Nasenlöcher eindringt. Die Tür öffnet sich, der Arzt räuspert sich. Seine Augen sehen netter aus, als ich es erwartet



**Anzeigenabteilung**  
Anke Fest,  
Dieter Schwengler,  
Sigune Sachweh  
(v. l. n. r.)  
Nicht im Bild:  
A. Fabre,  
J. Kniggendorf,  
K. Noll,  
M. Bernal,  
M. Sogas,  
N. Stöterau,  
R. Gösel, S. Tümmeler,  
T. Neuenhofen

„Popcorn?“

„Ja, Popcorn.“

„Und das ist so eine große Last, dass du damit zum Arzt gehst?“

„Also bitte, zieh mich nicht in deinen Ärztehass mit rein. Außerdem kann das sehr belastend sein. Da bin ich im Gym, will mich auf die Multipresse konzentrieren, und dann: Popcorn.“

„Verstehe“, sage ich. Aber natürlich verstehe ich es nicht. Wir schweigen. Ich merke, wie meine Nase zuschwillt, wie ich wieder durch den Mund atmen muss. Mach deinen Mund zu, sonst fliegt eine Fliege rein, das sagte Milosz einmal zu mir und die anderen lachten.

„Hast du noch Kontakt zu den anderen?“, frage ich. Ich denke an die Abende bei Amira, mit Martin, Milosz, Chiara und Lou. An das ständige Wiederholen der gemeinsamen Anekdoten, an das Gemeinschaftsgefühl bei Wein und wie ich mich hinterher doch einsam fühlte. Wir kannten uns alle von „früher“, lernten uns im Erstsemester kennen, und wir waren so gut darin, dieses „früher“ festzuhalten. Ich glaube, wir hatten einander, damit man anderen Menschen von Freund\*innen erzählen konnte. Mir erging es zumindest so. Ein wenig wie ein Alibi kamen mir unsere Treffen vor. Ich ging hin und erzählte so wenig wie möglich von mir. Ich schob es damals auf meine Schüchternheit. Dass ich mich einfach nicht traute, mich vor mehreren Menschen mitzuteilen. Stattdessen brachte ich immer eine Flasche Rosé und einen recht uninspirierten Salat mit und redete wenn überhaupt nur darüber, dass Arbeit anstrengend ist, aber so sei nun mal das Leben. Sie stellten mir auch keine Fragen, als wäre ich ein Gespenst, das man im Raum akzeptiert.

Lou schüttelt den Kopf. „Kaum noch. Chiara und Milosz wohnen noch dort, wir haben uns aber über die Jahre weniger gesehen. Chiara ist auch endlich durch mit ihrem Studium, die führt nun ein anderes Leben. Und ich glaube, Milosz macht einfach alles wie früher, nur irgendwie eigenbrötlerischer. Aber Amira hat ein Kind

bekommen, von ihr bekomme ich manchmal Bilder zugeschickt von ihrem kleinen Alex, willst du mal sehen?“ Sie holt ihr Handy aus der Brusttasche hervor, sucht kurz, und hält mir dann ihr Telefon hin. Amira, wie sie stolz ihr Kind in den Armen hält. Sie sieht so entspannt aus, wie ich sie nie erlebt habe.

„Und Martin?“, frage ich. Eine Patientin wird aufgerufen, die Frau erhebt sich, hält sich die Ohren vor Schmerzen zu. Ich frage mich, ob mein Nasenleiden wirklich schlimm genug ist, um damit zum Arzt gehen zu dürfen. Lou nahm mich beim letzten Treffen kurz zur Seite. Als sie so vor mir stand und mich ernst anblickte, kam sie mir auf einmal riesengroß vor, dabei ist sie einen Kopf kleiner als ich. Sie meinte, es sei doch gut, wenn ich mir mal Hilfe holen würde. Wenn ich endlich mal mit jemandem reden würde, über meine Familie, über meinen Bruder und vor allem über meine Gefühle. Sie würde mir auch bei der Suche nach einem Therapieplatz helfen. Ich brachte es einfach nicht übers Herz ihr zu sagen, dass ich wegziehe. Dass sich sein Zustand verschlechterte. Ich wollte sie nicht an meiner Hilfslosigkeit teilnehmen lassen. Ich nickte nur, wollte, dass sie endlich aufhörte zu reden.

„Das weiß ich nicht, hab ihn lange nicht mehr gesprochen.“ Ich versuche etwas in ihrem Blick zu deuten, aber es fällt mir schwer.

Ich werde aufgerufen. „Sehen wir uns gleich noch?“, frage ich Lou und bin mir gar nicht sicher, warum ich das frage. Will ich sie überhaupt wiedersehen? Sie nickt, ich verlasse das Wartezimmer, werde in einen Raum gebracht.

„Setzen Sie sich schon einmal“, sagt die Arzthelferin. Über dem Schreibtisch des Arztes hängt an der Wand ein ausgestopfter Elchkopf, mit gigantischen Nasenlöchern. Ich frage mich, ob der Arzt Humor hat. Ob er heimlich nach Feierabend die Nase des Elchs untersucht, mit langen metallischen Stäben in die Nasenlöcher eindringt. Die Tür öffnet sich, der Arzt räuspert sich. Seine Augen sehen netter aus, als ich es erwartet

Stab, ich will da gar nicht so genau hinschauen.

„Kopf bitte nach hinten. Und versuchen Sie durch die Nase zu atmen“, weist er mich an. Witzbold. Durch die Nase atmen. Ich schließe die Augen, rieche Metall, spüre dieses druckvolle Spreizen, meine Augen tränen, ich will niesen, es zwickt, ich will, dass es aufhört. Ich denke an Lou, Lou, Lou.

Sie war der Grund, warum ich in diese Freundschaftsgruppe kam, blieb und sie wieder verließ. Wir trafen uns monatlich alle zusammen, manchmal diskutierten Milosz und Amira über Politik, das ging nie gut aus. Wir redeten alle herrlich aneinander vorbei. Und es war ein Ding der Unmöglichkeit, überhaupt einen Satz zu Ende zu sprechen, ohne dass jemand reingrätschte. Ich war die Einzige, die das nervös machte. Diese ständige Unruhe, dieses Herausfordern einer Meinung zu den unnötigsten Themen, das laute Lachen.

Wenn ich an die Gruppe denke, denke ich an etwas, was wie aus der Zeit gefallen scheint. Schon während der Treffen fühlte ich mich manchmal, als würde ich noch in der Vergangenheit steckenbleiben. Schaute ich Lou an, sah ich eine Zukunft, die nicht mir gehörte. Ein Gefühl, das unerwidert zu bleiben hatte. Sie mit ihrem verdammten schiefen Schneidezahn. Während der Treffen konnte ich kaum erwarten, bis wir den gemeinsamen Heimweg antraten. Die Stadt schien uns hier herum stillzustehen, während wir miteinander redeten. Ich war nie so ru-

hätte. Ich denke an meinen Bruder Till und wie er sich vor jedem Arzt fürchtet, für ihn hat jeder Arzt böartige Augen.

Der Arzt setzt sich mir gegenüber. Er blickt mir auf die Nase, während ich von meinen Beschwerden spreche. Irgendwie wünsche ich mir, er würde meine Nase außergewöhnlich hübsch finden.

„Und wie lange haben Sie schon diese Atemprobleme?“, fragt er mich. „Schon immer.“

Er rückt näher mit seinem rollenden Hocker. Seine Nase ist erstaunlich hässlich. Ich kann jede Pore sehen, sie erinnert mich an eine kleine runde Mandarine. In der Hand hält er einen metallenen

Stab, ich will da gar nicht so genau hinschauen.

„Kopf bitte nach hinten. Und versuchen Sie durch die Nase zu atmen“, weist er mich an. Witzbold. Durch die Nase atmen. Ich schließe die Augen, rieche Metall, spüre dieses druckvolle Spreizen, meine Augen tränen, ich will niesen, es zwickt, ich will, dass es aufhört. Ich denke an Lou, Lou, Lou.

Sie war der Grund, warum ich in diese Freundschaftsgruppe kam, blieb und sie wieder verließ. Wir trafen uns monatlich alle zusammen, manchmal diskutierten Milosz und Amira über Politik, das ging nie gut aus. Wir redeten alle herrlich aneinander vorbei. Und es war ein Ding der Unmöglichkeit, überhaupt einen Satz zu Ende zu sprechen, ohne dass jemand reingrätschte. Ich war die Einzige, die das nervös machte. Diese ständige Unruhe, dieses Herausfordern einer Meinung zu den unnötigsten Themen, das laute Lachen.

Wenn ich an die Gruppe denke, denke ich an etwas, was wie aus der Zeit gefallen scheint. Schon während der Treffen fühlte ich mich manchmal, als würde ich noch in der Vergangenheit steckenbleiben. Schaute ich Lou an, sah ich eine Zukunft, die nicht mir gehörte. Ein Gefühl, das unerwidert zu bleiben hatte. Sie mit ihrem verdammten schiefen Schneidezahn. Während der Treffen konnte ich kaum erwarten, bis wir den gemeinsamen Heimweg antraten. Die Stadt schien uns hier herum stillzustehen, während wir miteinander redeten. Ich war nie so ru-

taz  
**FUTURZWEI**

Das **taz** Magazin  
für Zukunft



Vier Ausgaben für 34 Euro:  
tazfutzurwei.de/abo

hig wie bei diesen Spaziergängen. Und dann hörten die Spaziergänge mit einem Mal auf, dann war da Martin und dann verabschiedeten sie sich händchenhaltend von allen. Sie winkte mir noch zu, oder sie winkten allen zu, aber ich hatte das Gefühl, das Winken galt mir.

„Verkrümmte Nasenscheidewand“, flüsterte der Arzt. Nasenscheidewand. Wie unsexy.

„Kann man die wieder geradekrümmen?“, frage ich den Arzt und blicke auf den Elch. Wie wohl seine Nasenscheidewände aussehen?

Er kichert kurz, wie ein Junge. Ich mag ihn. „Ja, das kann man wohl so sagen. Ich würde Ihnen eine Überweisung fürs Krankenhaus mitgeben.“

„Und dann?“, frage ich. „Dann werden Sie operiert. Das kann Ihnen der Chirurg besser erklären, wie das Prozedere ist. Aber danach können Sie atmen, schnauben und nachts durchschlafen.“

Operation. Ich nicke, ich nicke auch noch, als er mich aus dem Zimmer herausbegleitet. Er reicht mir die Hand. Ich möchte ihn am liebsten noch fragen, ob der Herr, den ich im Wartezimmer sah, wirklich keine Nase hatte. Ob die ihm wegoperiert worden ist. Operation, ich wurde noch nie operiert.

„Du siehst ja ganz blass aus“, sagt Lou. „Ich muss operiert werden“, mir ist peinlich, wie sehr mich das trifft. Es ist ja nicht so, als müsste ich operiert werden, weil

**Aboabteilung**  
Ellen Patzschke, Pamela Lotsch, Fabian Fligg, Kathrin Fleischmann  
(v. l. n. r.)  
Nicht im Bild:  
A. Bednarek, A. Hannerth, A. Grelik, A. Westphal, K. Baumruck, M. Mc Bride, M. Baumruck, O. Kyriazis, Z. Amos, S. Hüsing, B. Kelly, R. Tute



ich todkrank bin. Es ist doch nur meine Nase. „Komm, wir gehen“, sagt Lou, steht auf und nimmt meine Jacke.

Aber dein Termin, will ich sagen, dein Popcorntermin, aber ich sage nichts, folge ihr und bin froh, ihr endlich wieder folgen zu können, das hatte ich vermisst.

Lou gibt mir ein Eis aus. Das fühlt sich alltäglich an. Erdbeereis im September mit Lou. „Gut, dass du endlich beim Arzt warst“, sagt sie. Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Ich frage mich, ob Eis anders schmecken wird, wenn ich durch die Nase atmen kann. Gerade schmeckt es mir doch gut, vielleicht muss sich ja nichts verändern.

„Weißt du, was verrückt ist?“, fragt mich Lou. Ich schüttle den Kopf. Und dann erzählt sie mir, wann sie das erste Mal den Popcorngeruch wahrgenommen hat. Beim letzten Treffen, in der Runde, sie hatte schon währenddessen das Gefühl, es wäre ein Abschiedstreffen. Sie könne gar nicht auf den Punkt bringen warum, auch heute nicht, aber sie habe während des Treffens uns alle angeblickt und es gewusst: Das hier, das ist vorbei. Sie erzählt mir, wie sie auf dem Heimweg plötzlich weinen musste, wie Martin völlig irritiert von ihrer Stimmung gewesen sei, und dass sie dann, als sie ihn anfauchen wollte, plötzlich Popcorn roch. „Er meinte, ich sei verrückt. So dramatisch zu sein und dann Popcorn zu riechen.“

Ich erinnere mich daran, dass beim Abendessen niemand so recht wusste, worüber man sprechen sollte. Wir hatten uns nichts mehr zu sagen, saßen die Zeit ab, bis es nicht mehr unhöflich war, den Abend zu beenden. Ich hatte schwitzige Hände, kam mir wie eine Verräterin vor. Das Gefühl hielt noch lange an, auch Wochen später noch.

„Ich war natürlich bei unterschiedlichen Ärzten, vor allem aus Neugier heraus, was das denn sein könnte, aber es gab nie eine eindeutige Meinung. Als ich herzog, dachte ich, ich könnte auch hier mein Glück versuchen. Schon ein lustiger Zufall, dass wir uns im Wartezimmer begegnen.“

Ich nicke, habe das Gefühl, sie wird mich gleich fragen, warum ich mich nicht zurückmeldete. Aber sie spricht es nicht an. Das Eis ist aufgegessen. Wir müssen in dieselbe Richtung. Auf einmal kommt mir die Stadt fremd vor, als wäre ich auch kürzlich hergezogen, ich

folge Lous interessiertem Blick in die kleinen Straßen, die mir vorher völlig egal waren. Ein junger Mann sitzt vor einer Haustür und blättert eine Zeitung um. Er sieht belesen aus, ein wenig aus der Zeit gefallen, sogar seine Nase sieht belesen aus, wie sie seine Brille hält.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.

„Hast du denn noch meine Nummer?“, fragt mich Lou. Ich frage mich, ob sie mich das als Vorwurf fragt, ob sie subtil darauf hinweisen möchte, dass ich damals, ohne mich zu verabschieden, gegangen bin. In der Tat habe ich die Nummern der anderen gelöscht. Ich saß im Umzugswagen und bevor ich losfuhr, eigentlich wollte ich nur eine Playlist starten, löschte ich die Nummern und stellte den Gruppenchat auf stumm. Nur Lous Nummer, die behielt ich. Danach hörte ich lauten Rap, ich hasste eigentlich Rap.

„Ja, habe ich“, antwortete ich. „Dann schreib mir doch“, sagt Lou lachend und verschwindet.



**Genossen-  
schaft und  
Stiftung**  
Aiko Schadt,  
Conrad Geene,  
Marie  
Eisenmann,  
Moritz Martin,  
Irene Scheda,  
Jana Renner (v.  
l. n. r.)

# Eine neue Schule

Für Olga Grjasnowas Kinder mag es zu spät sein, aber künftige Generationen im deutschsprachigen Raum verdienen ein besseres Schulsystem, findet sie

**Essay** Meine Tochter wurde in diesem Jahr zehn und ihre Klasse wurde aufgeteilt: in die Kinder, die auf die Mittelschule gehen, und die ein Gymnasium besuchen dürfen. Kein Kind aus ihrer Klasse, dessen Elternteil einen gemischten Abschluss hatte, setzte auf der Mittelschule – so ist diese Schulform in Wien. In Schland wäre es je nach Bundesland die Realschule oder die Haupt- und Realschule. In der Klasse meiner Tochter träumte ein Kind davon, die Erste in der Klasse zu sein, die ein Gymnasium besuchen würde. Ich dachte, das ist gut, aber dazu kam es nicht, auch wenn es kurz danach aussah. Es gibt mehr als genug Beispiele, die meine Beobachtung bestätigen: Je höher der Bildungsabschluss der Eltern, desto häufiger gehen die Kinder aufs Gymnasium. Während in den meisten deutschen Bundesländern die Eltern über die Wahl der Schulform zumindest mitentscheiden, sind es in Österreich nur die Noten. Eltern können sich nicht gegen die Empfehlung der Lehrer\*innen stellen. Eine Tochter, die schlechter in Englisch oder Deutsch ist, ist ein schlechtes Zeugnis der vier-ten Klasse bedeutet, dass der Besuch des Gymnasiums fast unmöglich ist. Wir werden die Noten in Deutsch und Mathematik von derselben Lehrperson vergeben, die die Kinder in den vier Schuljahren unterrichtet. Dabei sollte niemand, wirklich niemand, die Macht haben, alleine über die Zukunft eines anderen Menschen zu

bestimmen. Nach welchen Kriterien wird entschieden, wenn ein Kind zwischen zwei Noten steht? Wird die höhere Schulform dann verweigert, weil die Lehrperson das Kind einfach nicht auf dem Gymnasium sieht? Sind Noten womöglich fehleranfällig? Oder entscheidet in Wahrheit schon bei der Vergabe der Noten, wenn auch mitunter unbewusst, der Habitus der Kinder (und ihrer Eltern) mit, also auch das ökonomische und kulturelle Kapital der Familien? Ich arbeite selbst an einer Universität. Die Benotung von Leistungen und Aufnahmeprüfungen gehören zu meinem Alltag, vielleicht zweifle ich deswegen an einer Selektion im Alter von neun oder zehn.

## Ich bin noch nie Eltern begegnet, die gerne mit ihren Kindern Hausaufgaben machen

„Die Spreu vom Weizen trennen“, scherzen einige ältere Menschen gerne, vor allem in den Kommentarspalten der Zeitungen oder hinter vorgehaltener Hand auf dem Parkplatz. Dieser Satz steckt voller Missgunst gegenüber der jüngeren Generation. Manche Kinder werden für ihre Leistungen – wobei es oft gar nicht wirklich darum geht, sondern um ihre Herkunft – abgestraft. Ich meine damit nicht, dass der Besuch einer Schule, die kein Gymnasium ist, eine Strafe sei. Aber es fühlt sich für viele Kinder und ihre Eltern so an. Letztes Jahr erschien der Dokumentarfilm „Favoriten“ von der

Regisseurin Ruth Beckermann. Sie begleitete über mehrere Jahre eine Grundschulklasse einer Wiener Schule, die sich eher nicht durch wohlhabende Eltern auszeichnet. Der Film bekam übertragende Kritiken. Mir blieben die Gespräche, die die Klassenlehrerin Ilkay Idiskut mit den Eltern und Kindern über die nächste Schulform führte, am stärksten in Erinnerung. In den Unterhaltungen ging es darum, weshalb es die Kinder nicht auf dem Gymnasium schaffen würden. Auch in den Abschlussklassen der Schule meiner Tochter gab es viele Tränen und Enttäuschungen. Denn alle begreifen, dass diejenigen, die nicht auf eine weiterführende Schule dürfen, aussortiert werden. Und dass ihnen mit dieser Auswahl kein Gefallen getan wird. Ab dann gehören sie zu den Verlierern der Bildungslotterie. Freundschaften gehen kaputt, eine positive Einstellung zum Lernen und dem weiteren Schulweg sieht anders aus. Das Bildungssystem im deutschsprachigen Raum hat viel von einer Lotterie. Das Los entscheidet nicht nur, wie gut einem Kind die zugeteilte Lehrkraft gesinnt ist, sondern auch, ob sie genügend Zeit hat, ihren Unterricht so zu gestalten, wie sie es möchte – und ob sie es überhaupt vermag, strukturell oder persönlich. Zur Lotterie gehört auch das Elternhaus. Es gibt Eltern, die wissen, wie das System Schule funktioniert, welche Förderung es gibt und dass man, wenn es doch nicht so läuft, wie man es sich für das eigene Kind wünscht, noch einmal und noch einmal mit den Lehrkräften reden könnte. Natürlich so, dass man auch erhört wird. Falls das nicht funktioniert, wäre auch eine Klage möglich. Natürlich ist dies eine extreme Maßnahme, aber heißt es nicht: Wissen ist Macht? Zu wissen, wie der

Rechtsweg aussieht, vielleicht sogar, an welche Kanzlei man sich wenden kann und wie der Sachverhalt schon vorzuformulieren ist: Das verleiht Macht. Während der Grundschulzeit arbeitete ich an den Noten meiner Kinder mit, wobei das Unterrichten von Grundschul\*innen alles andere als meine Kernkompetenz ist. Zudem finde ich, dass Hausaufgabenbetreuung nicht meine Aufgabe sein sollte. Für Klassenarbeiten kann man trainieren. Entweder hat man selbst die Zeit und die Kompetenzen, sich mit dem Schulstoff auseinanderzusetzen, oder man kauft sie eben hinzu. Nachhilfe, Computerprogramme, Lernhilfen, Bücher, Lerncamps, es gibt für fast jedes Problem eine Lösung, man muss sie nur finden und bezahlen können.

Allein für Probleme mit dem Fach Mathematik gibt es eine fast endlose Auswahl: der Klassiker Nachhilfe, also Lehrende, die digital, oder in Großstädten persönlich die Kinder in der Trachtenberg-Methode oder in Mentaler Arithmetik unterrichten. Falls das nicht reicht, gibt es noch Sommerschulen, Lernhefte, Probearbeiten, die mitunter eine verblüffende Ähnlichkeit mit den tatsächlichen Klassenarbeiten haben und auf den Homepages der Verlage für Lehrpersonen mit den entsprechenden Schulbüchern angeboten werden. Natürlich sind diese ausschließlich für Lehrer\*innen vorgesehen, aber diese Beschränkung lässt sich leicht umgehen. Die Referate erledigt die KI. Ich habe einmal grob überschlagen, was mich ein Halbjahr Mathenachhilfe gekostet hat, und war ziemlich schockiert. Manche Aufgaben scheinen nur dafür gemacht zu sein, die Geduld der Eltern auf die Probe zu stellen. So sollte meine Tochter in der zweiten Klasse ein Plakat über Lieblingstiere schreiben und illustrieren. Als ob es die Kernkompetenz eines 7-jährigen Kindes sei, das passende Tierbild zu finden, Größe und Auflösung anzupassen, es auszudrucken und noch auf die richtige Länge des Textes dazu und auf die Quellen zu achten. Nach einem langen eigenen Arbeitstag, Hausarbeit und anderen Sachen, die dringend erledigt werden müssen, kümmerte ich mich also um einen Panda, der auf DIN A3 gezeichnet und beschrieben werden sollte. Das hat mich nicht gerade mit Freude erfüllt – und nein, am Ende zählte mein Plakat nicht einmal zu den gelungensten. Vielleicht weil ich dachte, es sollte so aussehen, als ob es ein 7-jähriges Kind alleine gemacht hätte. Doch nach dieser Elternaufgabe wissen Sie als Lehrkraft genau, welche Eltern das Kind zu Hause unterstützen. Und daraus ziehen Sie mitunter auch Schlüsse, wie es durch das Gymnasium kommen könnte. Ich bin übrigens noch nie Eltern begegnet, die gerne mit ihren Kindern Hausaufgaben machen oder mit ihnen für die Schularbeiten üben, Vokabeln abfragen oder nachts noch Referate schreiben. Wir alle möchten unsere Kinder unterstützen, doch Familienzeit wäre besser anders verbracht.

Anzeige

# Feminismus fotzt!

Analog oder digital, das ist uns sehr egal:

Wir spritzen zurück & Wissen macht sexy.

taz für freie Sprache, das Internet hat's nötig.

sExklusivitäten.de

**Geschäftsführung**  
**Aline Lüllmann**  
**Referent der**  
**Geschäftsführung**  
**Matthias**  
**Ziegenhain**

Es wäre sogar sinnvoller, wenn Eltern sich länger ihren Jobs widmen könnten, statt als Freizeitpädagogen Gleichungen zu lösen.

Der neuseeländische Bildungsforscher John Hattie sagte in einem Interview mit dem *Spiegel*, Deutschland habe das ungerechteste System, das er kenne, und: „Ich staune, dass man in Deutschland meint, schon bei etwa neun bis zehn Jahre alten Kindern einschätzen zu können, was sie später leisten können. Kinder werden frühzeitig getrennt und auf verschiedene Schulformen geschickt. Das nimmt ihnen die Chance, sich im Laufe ihrer Schulzeit zu entwickeln und zu verbessern. Ich kann nicht verstehen, wie man so viel Talent vergeuden kann.“

Ich kam selbst mit elf Jahren ohne Deutschkenntnisse nach Deutschland, wurde zwar zurückgestuft, durfte aber trotzdem aufs Gymnasium. Wäre ich heute nach Österreich, zum Beispiel nach Wien eingewandert, wo ich unterrichte, wäre wahrscheinlich nichts davon passiert. In Wien bleiben überdurchschnittlich viele Kinder wegen mangelnder Deutschkenntnisse sitzen. Manche drei Mal. Es könnte für die Sprachentwicklung tatsächlich etwas bringen, den Deutschunterricht noch einmal

zu besuchen, aber was bringt das Sitzenbleiben in anderen Fächern? Entwickelt sich das Kind in Mathematik so weiter, oder wird es nur frustrierter? Von meiner Zurückstufung ist mir außer jahrzehntelanger Scham jedenfalls nichts geblieben. Wenn ich mir vorstelle, es wären drei Jahre gewesen, weiß ich nicht, ob ich überhaupt noch in die Schule gegangen wäre.

Die frühe Selektion ist ein Sonderweg der deutschsprachigen Länder. Andere Länder wie Finnland, Schweden oder Frankreich kennen keine solche Trennung. Und erreichen zum Teil bessere Ergebnisse in vergleichenden Leistungstests. Zudem steht es in diesen Systeme

men viel besser um die Chancengleichheit. Das sieht man selbst in den Bundesländern: In Berlin und Brandenburg lernen die Kinder bis zur 7. Klasse gemeinsam, damit erhöhen sich ihre Bildungschancen unabhängig vom Elternhaus. In Bayern haben Kinder und Jugendliche aus benachteiligten Verhältnissen laut einer Studie des Wirtschaftsforschungsinstitutes Ifo von 2024 eine Chance von 38,1 Prozent, ein Gymnasium zu besuchen, in Berlin sind es 53,8 Prozent. Wäre das System gerecht, läge der Wert bei 100 Prozent.

Was macht die frühe Trennung, die soziale Selektion mit unserer Gesellschaft? Im Prinzip, dass al-

les beim Alten bleibt, dass es keinen sozialen Aufstieg gibt, keinen Glauben an die Kinder, keine gesellschaftliche Solidarität. Es ist auch ein ziemlich guter Weg, Menschen von klein auf zu zeigen, dass manche Räume nicht für sie gedacht sind. Dabei sind in unserer Gesellschaft, die gegenwärtig immer weiter auseinanderdriftet, die Schule und die Kindergärten, zwei der wenigen Orte, an denen sich Menschen mit unterschiedlicher Herkunft und Weltbild begegnen.

Es wäre eine Chance, Begegnungsräume zu schaffen. Vor allem, wenn wir bedenken, dass sich eine Revolution der Arbeitswelt durch die künstliche Intelligenz ankündigt. Vieles von dem, was laut Lehrplan eingeübt wird, könnte bald maschinell erledigt werden. Wäre es nicht großartig, mit Blick auf dieses Potenzial eine Gesellschaft zu schaffen, in der miteinander über Herkunft hinweg kommuniziert werden kann oder in der Menschen sich zumindest begegnen? Wo sonst, wenn nicht in der Schule, kann Demokratie- und Empathiefähigkeit überhaupt entwickelt werden? Wo lässt sich sonst noch gesellschaftlicher Zusammenhalt erzeugen, außer in einem Klassenverbund?

Es sind viele diffuse Ängste vor Migranten und armen Menschen, die auf die Schulwahl projiziert werden, vor Kindern, die Schwierigkeiten haben, kein Deutsch können, gewalttätig sind. Sie werden geschürt zum Beispiel von der *Bild*-Zeitung und bleiben bei Menschen ohne Erfahrung mit Migration und Armut hängen. Doch diese Projektionen sagen mehr über uns und unsere soziale Gegenwart aus, als über die tatsächlichen Schüler\*innen.

Eltern hoffen stets, dass es ihren Kindern einmal besser gehen wird. Das Minimum der Mittelschicht mit einem gewissen kulturellen oder sozialen Kapital wäre der Staturerhalt. Dabei geht es nicht nur um das Wohl der Kinder, sondern auch um den eignen Status: Wem begegnet man beim Elternabend? Und hat man unter Umständen sogar selbst noch was davon? Das macht auch manche Privatschulen und bestimmte staatliche Schulen so begehrt: Dort lassen sich Kontakte knüpfen, für die Kinder und sich selbst. Von allem und allen anderen versucht man sich indessen abzuschotten.

Neben dem Argument der Chancengleichheit, des Mitgefühls und der Solidarität gibt es auch ökonomische Vorteile, die eine frühe Förderung und mehr Gleichheit im Bildungssystem mit sich bringen. Der amerikanische Ökonom Nate G. Hilger hat ein faszinierendes Buch geschrie-

ben, das „The Parent Trap“ heißt und anschaulich beschreibt, was es ökonomisch bedeutet, das Potenzial einer Gesellschaft durch Nichtförderung zu verschwenden. Er plädiert dafür, den Eltern nicht noch mehr zuzumuten, sondern weniger. Sie seien primär dafür verantwortlich, die Kinder zu lieben, die Förderung könnte und sollte der Staat übernehmen. Zudem steigen die Steuereinnahmen rapide, wenn Menschen in qualifizierten Jobs beschäftigt sind und nicht im Niedriglohnsektor oder wenn sie gar auf Transferleistungen angewiesen sind.

Wir brauchen eine Schule, die tatsächlich gleiche Chancen für alle bietet. Es müsste eine Institution sein, die zugleich den einen die Angst vorm Abstieg nimmt und den anderen den sozialen Aufstieg ermöglicht. Vielleicht könnte die Schule von der Institution Kunsthochschule lernen: Der individuelle Zugang einzelner Lernender und deren Arbeiten stünden im Vordergrund, in Einzel- oder Gruppenbesprechungen würde diskutiert, statt einfach nur benotet. Es gäbe ein Curriculum, das an die Bedürfnisse Einzelner angepasst werden könnte, und den Willen zum Experiment. Oder, wie es der Forscher John Hattie vorschlug: eine Schule, die sich an Schüler\*innen orientiert.

Ich wünsche mir eine Schule, der Kinder gemeinsam, aber noch differenziert lernen könnten. Das würde allen helfen. Denn im Moment ist niemand mit dem System glücklich. Außer vielleicht Menschen mit der Schule nichts anfangen zu tun haben: Viele Schulgebäude sind marode, die Lehrbücher fallen auseinander oder müssen von Eltern erworben werden, Infosäle sind eher ein Witz, Toiletten verstopft und Lehrpersonen übera-

### Schulgebäude sind marode, Informatik ein Witz, Toiletten verstopft

oder gar nicht erst da. Zudem frustriert der Übergang in die weiterführenden Schulen auch die Eltern, deren Kinder aufstehen müssen. Der Prozess und der psychische Druck dieser Prozess ist zu hoch, zu langsam, ist zu hoch, zu viel. Auch für die Lehrerinnen. Im Prinzip leidet eine bessere Schule, wenn meine Kinder nicht mehr da sind. Aber man könnte jetzt die Weichen für die nächsten Generationen lenken. Wenn man denn will.

**Olga Grjasnowa**, Essayistin und Schriftstellerin, wurde 2022 als Professorin für Sprachkunst an die Universität Wien berufen. Sie veröffentlichte zuletzt 2024 „Der verlorene Sohn“.



Anzeigen

## Wir lesen mare

Donata Wenders  
Fotografin

Wim Wenders  
Regisseur

Jetzt abonnieren.

**mare** wird Genossenschaft.  
Mehr Information unter:  
[mare.de/genossenschaft](http://mare.de/genossenschaft)

© Matthias Bothor

Kantine  
Abdullah al  
Mamun,  
Katharina  
Vrubliauskaitė,  
Markus Spohn,  
Finn Heidak,  
Peter  
Rohrmann  
(v. l. n. r.)  
Nicht im Bild:  
Axel Bra-  
datsch, Ayasha  
Moni, Hasan  
Mahmud,  
Johan R.  
Vasquez, Murat  
Cetiz, Thekla  
Bethe, Yvonne  
Philipp



# Eine kritische Mahnung zur Seitenwende

Autorin Sibylle Berg will eine radikale wochentaz sehen. Und das deutlich lieber auf Papier  
auf einem überwachungstauglichen Endgerät

ne Gruppe von 130 Wis-  
serInnen (E-READ, Evolu-  
tion in the Age of Digi-  
t) hat den Unterschied beim  
digitalen und gedruck-  
ten untersucht.  
kam, was fast jeder an-  
beobachten kann: Kom-  
Texte werden gedruckt  
besser verstanden als  
Gedrucktes zu lesen ist  
schonender. Die Konzentra-  
tion ist beim Lesen von Gedruck-  
tem markant höher, die Erinne-  
rungsfähigkeit und das Erkennen  
und Verstehen von Zusammen-  
hängen dito.  
Seit dem Jahr 2000 ist bekannt,  
dass den Generationen, die mit  
Onlinetexten aufwuchsen, die Fä-  
higkeiten fehlen, Texte vertieft zu  
lesen. Schwamm drüber.

Ein paar Opfer müssen auf dem  
Weg in die Zukunft, heißt: mehr  
und eigentlich alles zu digitali-  
sieren, gebracht werden, und sei  
es der Verstand der Menschen, den  
wir nicht mehr benötigen, weil wir  
die wunderbare KI haben, die ge-  
kommen ist, um uns abzulösen,  
um uns in einen Untergrund zu  
schicken, wo wir Strom für Re-  
chenzentren erzeugen, während  
wir online Texte lesen.  
Was bin ich in einer Aufge-  
brachtheit – und noch nicht fer-  
tig: Die Vorteile des Gedruckten  
hören mit der Auswirkung auf den  
Verstand und das Begreifen nicht  
auf. Zeitungen auf Papier kann  
man weitergeben, man kann Ar-  
tikel ausschneiden, aufbewahren,  
weiterverwenden, Feuer machen,  
Dinge einwickeln, Fenster putzen,

und vor allem kann man etwas  
besitzen, das einem nicht zusam-  
men mit einem Endgerät entwen-  
det werden kann, oder batterieab-  
standabhängig ist, oder das das  
Tracken des Users ermöglicht, weil  
der verdammte Zeitungstext in ei-  
nem verdammten Handy – ande-  
res Wort für Dauerüberwachung –  
befindlich ist.  
Wir glotzen auf unsere Endge-  
räte. Dauernd, ohne mit der Welt  
zu interagieren, wir laufen vor La-  
ternenmasten, auf Kreuzungen  
werden wir erfasst, in die Luft ge-  
schleudert, versterben, mit dem  
Endgerät in der Hand, auf dem wir  
nach einem taz-Text schnell noch  
ein Tutorial für Pilzzucht ansehen.  
Wir sehen uns einzelne Texte  
an, die uns interessieren, ignorie-  
ren das, was unser Aufmerksam-

keitszentrum nicht für interes-  
sant erachtet, wir würden heute  
vielleicht keinen Text von Wiglaf  
Droste mehr lesen, der die Über-  
schrift: „Sind Soldaten Faxgeräte“  
trägt. Zum einen, weil den digital  
Lesenden eine solche Überschrift  
verunsichern könnte, unklare Aus-  
sagen kann der schnell Überflie-  
gende nicht erfassen. Zum an-  
deren, weil sich auch die taz von  
ihrem radikalen Links-Sein und  
Gegen-das-System-Kämpfen ver-  
abschiedet hat.  
So weit die kleine Kritik zum  
Ende, das auch ein Anfang sein  
kann.  
Liebe taz. Behaltet die Druckma-  
schinen. Sucht euch radikale Den-  
kerinnen, mutige AutorInnen, holt  
euch KünstlerInnen und Wissen-  
schaftlerInnen, wagt mit eurer

weiterhin gedruckten wochentaz  
ein Heft, das sich den hehren Auf-  
gaben von Anarchie und Revolu-  
tion verpflichtet. Kritisiert das  
System, zerlegt es in Einzelteile,  
seid pazifistisch, misstraut Mani-  
pulation. Macht verdammt noch-  
mal das beste Printheft Deutsch-  
lands. Der ganzen Welt. Seid mo-  
dern. Wild – und verschrottet eure  
Endgeräte.  
Mit freundlichen Grüßen  
**Sibylle Berg**, Schriftstellerin,  
Dramatikerin und Mitglied des  
Europäischen Parlaments (Die  
Partei), engagiert sich seit Langem  
erfolglos gegen den Kapitalismus  
und digitale Überwachung. Im  
November 2025 wird „PNR. La Bella  
Vita“ erscheinen. Ihre Arbeiten  
wurden in 34 Sprachen übersetzt.

genossenschaft



Karin Drong, Finn Leben  
Genossin seit 2008; Genosse seit 2025

Foto: Maximilian König

## WEITER GEHT'S NUR, WENN WIR ES WEITERGEBEN

Die taz Genossenschaft steht für unabhängigen Journalismus  
und eine engagierte Gemeinschaft.

Dieses Jahr wollen wir auf 25.000 Mitglieder anwachsen – mit vielen unter 25-Jährigen  
an Bord. Damit Geld kein Hindernis ist, starten wir unser Generationenprojekt:  
Genoss\*innen zahlen einen Betrag für die Mitgliedschaft junger Menschen.  
Die jungen Mitglieder bringen sich aktiv in die Genossenschaft ein. So sichert  
unsere Gemeinschaft aus Jung und Alt die Zukunft der taz.

Alle Informationen auf [taz.de/generationenprojekt](https://taz.de/generationenprojekt)

Elektriker, Marvin Schütte

**Reportage/  
Recherche**  
Yasemin Said,  
Konrad  
Litschko, Anne  
Fromm,  
Jean-Philipp  
Baeck, Sophie  
Fichtner  
(v.l.n.r.)  
Nicht im Bild:  
S. Seifert,  
D. Schulz,  
M. Gürgen,  
Ch. Jakob



## Deshalb taz

Die Medienkonzentration wird in den kommenden Jahren immer weiter zunehmen. Wirklich unabhängige Medien werden deshalb immer wichtiger, findet Dave Eggers

**Essay** Gestern habe ich mit einem 23-jährigen Hochschulabsolventen telefoniert. Ich hatte ihn noch nie getroffen, aber er war der Sohn eines alten Freundes und brauchte einen Rat. Er hatte gerade sein Studium abgeschlossen und wollte wissen, ob und wie er als Schriftsteller, Redakteur oder Journalist in der Medienlandschaft des Jahres 2025 leben könnte. Diese erscheint derzeit bestenfalls apokalyptisch.

Mir ist bewusst, dass der Rest der Welt unser Land, die USA, und unsere Medien mit Entsetzen und Furcht betrachtet. Kommentatoren werden am helllichten Tag erschossen. Talkshowmoderatoren werden aus dem Programm genommen, weil sie Witze machen, die dem Präsidenten nicht gefallen. Die staatliche Finanzierung für unzählige öffentlich-rechtliche Radio-, Fernseh- und akademische Programme wird gestrichen. Zeitungen und Zeitschriften sterben massenhaft, da das seit 150 Jahren vorherrschende Werbemodell durch das Internet zerstört wurde. Bald wird TikTok einem Trump-freundlichen Milliardär gehören, der versprochen hat, die Plattform so zu regulieren, dass nur noch ihm genehme Meinungen verbreitet werden.

Und doch bleibe ich hoffnungsvoll und habe versucht, diesen jungen Mann ebenfalls davon zu überzeugen. Denn mehr als je zuvor in den letzten 80 Jahren wird eine unabhängige Presse unerlässlich sein, damit die demokratischen Nationen der Welt diese Epoche überstehen, in der erschreckend viele Demokratien erneut mit dem Faschismus liebäugeln.

Seit einiger Zeit habe ich die Theorie, dass in jedem Land, egal wie

industrialisiert oder politisch frei es ist, gut 40 Prozent der Bürger den Faschismus der Demokratie vorziehen würden, wenn dies bedeuten würde, dass ihre Positionen – vor allem in Bezug auf Einwanderung und Kriminalität – ohne Reibungsverluste durchgesetzt würden. Ich bezeichne diese Gruppe als die „Faschistischen 40“. Die USA erleben gerade die erste Phase, in der es dieser historisch (manchmal nur knapp) unterdrückten Wählergruppe endlich gelingt, Macht zu erlangen und auszubauen.

### Offen und einfühlend zu bleiben, erfordert Arbeit

Die „Faschistischen 40“ interessieren sich nicht für eine freie Presse. Die „Faschistischen 40“ wollen keine gegensätzlichen Meinungen – das wäre zu chaotisch. Tatsächlich, so betonen sie, könnten unterschiedliche Meinungen sogar zu politischer Gewalt führen. Besser sei es, würden wir mit einer einzigen, einheitlichen Stimme sprechen, und zwar mit den Worten unserer Führer, die es schließlich am besten wüssten.

Die „Faschistischen 40“ sind froh, wenn sie maskierte, bewaffnete Männer auf den Straßen sehen, die Einwanderer oder diejenigen, die wie Einwanderer aussehen, entführen und verschwinden lassen.

Die „Faschistischen 40“ stehen der Inhaftierung von Demonstranten und dem Einsatz des Mi-

litärs in Städten, die nicht für ihren Führer gestimmt haben, optimistisch gegenüber. In den USA sind die „Faschistischen 40“ bereit, sich anzupassen, falls Trump aufgrund nationaler Unsicherheit oder einer von ihm inszenierten Krise die Wahl 2028 absagt.

Ich kann nicht erklären, warum eine Demokratie wie die unsere – die älteste der Welt – von 40 Prozent ihrer Einwohner zugunsten einer Autokratie aufgegeben werden würde. Ich kann nur sagen, dass die Anziehungskraft des Faschismus eine viszerale, instinktive Sache ist, während die Akzeptanz der Demokratie in ihrer ganzen Komplexität einen wachen und flexiblen Geist erfordert. Wir brauchen mehr Menschen mit dieser Haltung, aber es erfordert Arbeit, offen und einfühlend zu bleiben, und ständige Weiterbildung. Es

ist daher kein Wunder, dass US-Faschisten, wie Faschisten überall, alles tun, um Bildung zu verhindern. Das ist schlecht fürs Geschäft. Kürzlich wurde berichtet, dass der Anteil der Republikaner im US-Repräsentantenhaus mit einem Hochschulabschluss einer Eliteuniversität auf 15 Prozent gesunken ist. Vor fünfzig Jahren waren es noch 40 Prozent. Die Rechte wird gleichzeitig dümmere und stärker.

Die einzige Hoffnung gegen die „Faschistischen 40“ ist es, die „Mittleren 20“ zu beeinflussen. In den USA gibt es einen Block von 40 Prozent zuverlässig informierter liberaler Wähler. Dann gibt es die „Mittleren 20“: Wechselwähler, die zuerst Reagan, dann Clinton, dann Bush I und II und schließlich Obama gewählt haben. Sie sind formbar. Sie hören zu. Und es gibt sie überall auf der

Welt. Sie sind offen für, informiert, überzeugt und sogar inspiriert zu werden.

Deshalb ist das Fortbestehen der taz so wichtig. Ob auf Papier oder auf Bildschirmen: In den kommenden Jahren, in denen die Medienkonzentration immer weiter zunimmt, werden wir unabhängige Medien immer wichtiger. Denken Sie daran: Der größte Teil der Macht, die Autokratie in Politik und Medien hat, ist die Macht, die wir ihnen gegeben haben. Wann immer möglich, sollten wir daher von den Medienkonzernen abwenden, die sich allzu schnell zu Staatsmedien werden. Stattdessen sollten wir unsere Zeit, unser Geld und unsere Aufmerksamkeit denen widmen, die darauf bestehen, frei, unabhängig und furchtlos zu bleiben.

Das habe ich diesem 23-Jährigen gesagt. In vielerlei Hinsicht ist dies eine schreckliche Zeit, um in den Journalismus und das Verlagswesen einzusteigen. Aber genau das macht diese Arbeit so dringend. Schreckliche Zeiten brauchen aufgeklärte Köpfe, sagte ich ihm, und drängte ihn, sich dem Kampf anzuschließen.

**Dave Eggers**, Schriftsteller, Verleger und Drehbuchautor in Kalifornien. Er ist Gründer unabhängigen Verlags McSweeney und Herausgeber einer Literaturzeitschrift. Roman „The Circle“ war internationaler Bestseller.

Anzeige

**supermarché**

**Fair Fashion  
in Berlin &  
online**

**Better wear fair!**

Wiener Straße 16 \* Berlin-Kreuzberg  
supermarche-berlin.shop

**Jetzt mit  
Online  
Shop**

# Repression mit Methode

Die Ampelregierung hat Tausende zivilgesellschaftliche Organisationen vom Verfassungsschutz überprüfen lassen, zeigt eine Linken-Anfrage. NGOs kritisieren eine Politik der Einschüchterung

Von **Frederik Eikmanns**

**Systematisches Misstrauen:** Die Ampelregierung hat rund 2.500 zivilgesellschaftliche Organisationen und Personen vom Verfassungsschutz überprüfen lassen. Grüne, Linke und mutmaßlich betroffene NGOs sind entsetzt und sprechen von Misstrauen gegenüber einem unverzichtbaren Teil der Demokratie.

Bekannt wurden die neuen Zahlen durch die Antwort der Bundesregierung auf eine kleine Anfrage der Linken-Abgeordneten Clara Büniger, über die zuerst das Redaktionsnetzwerk Deutschland berichtet hatte. Büniger wollte wissen, wie oft seit 2020 das sogenannte Haber-Verfahren durchgeführt wurde. Dabei geht es um die Durchleuchtung von Organisationen und Personen, die sich um staatliche Förderung bewer-

ben. Geprüft wird dabei auf verfassungsfeindliche Bestrebungen; der Auftrag dazu kann von Ministerien und Bundesbehörden an den Inlandsgeheimdienst gestellt werden. Betroffene Organisationen werden darüber nicht benachrichtigt.

Ein Großteil der Prüfaufträge in den Ampeljahren ging vom Bundesinnenministerium aus, das damals Nancy Faeser von der SPD führte, sowie von nachgeordneten Behörden wie etwa dem Bundeskriminalamt BKA. Von den insgesamt rund 2.500 Überprüfungen wurden in etwa 200 Fällen „verfassungsschutzrelevante Erkenntnisse“ gemeldet. Ob den betroffenen Organisationen und Personen deshalb auch tatsächlich Fördermittel verwehrt wurden, ist nicht bekannt. Auch um welche Organisationen und Personen es konkret ging, ist unklar.

Linke Organisationen äußerten sich am Donnerstag besorgt. So sagte Timo Reinfrank, Geschäftsführer der Amadeu-Antonio-Stiftung der taz: „Es ist extrem verunsichernd, dass gerade diejenigen, die mit ihrer Arbeit täglich für die Demokratie den Kopf hinhalten, auch noch vom Verfassungsschutz auf ihre Verfassungstreue überprüft werden.“ Frauke Distelrath, Geschäftsführerin von Attac, nannte das Misstrauen gegenüber der Zivilgesellschaft „erschütternd“, verwies aber darauf, dass die Organisation ohnehin keine staatlichen Gelder bekommt. „Union und SPD müssen endlich erkennen, dass die Demokratie nur mit einer starken kritischen Zivilgesellschaft zu verteidigen ist und entsprechend handeln.“

Clara Büniger, die die Zahlen mit ihrer Anfrage ans Licht brachte, sprach von „Verdachtskultur“ und

einem „Regime der geheimdienstlichen Ausspähung“. Und auch bei Abgeordneten der Grünen – immerhin Teil der Ampelkoalition – regte sich am Donnerstag Unmut. „Zivilgesellschaftliches Engagement ist essenziell für unsere Gesellschaft“, sagte Vizefraktionsvorsitzende Misbah Khan der taz. Der innenpolitische Sprecher der Grünen, Marcel Emmerich, sagte: „Es ist eine Sache, dem legitimen Sicherheitsinteresse des Staates nachzukommen, aber eine andere, wenn daraus eine Misstrauenskultur gegenüber der Zivilgesellschaft etabliert wird.“

Während die AfD schon seit Jahren versucht, linke Organisationen von staatlicher Förderung abzuschneiden, gibt es solche Bestrebungen inzwischen auch verstärkt in der Union. Anfang 2025 präsentierte die CDU/CSU-Fraktion einen Katalog von über 500

Fragen, die die Gemeinnützigkeit von Organisationen wie „Omas Gegen Rechts“ oder Greenpeace anzweifeln. Dies wurde weiterhin als Versuch der Einschüchterung gewertet – hängen an der Gemeinnützigkeit doch steuerliche Vorteile, die die Arbeit vieler Organisationen erst ermöglicht. Vorangegangen waren große zivilgesellschaftliche Proteste gegen eine parlamentarische Zusammenarbeit von Union und AfD.

In der Bundesregierung macht die Union mit ihrer Einschüchterungspolitik weiter. CDU-Familienministerin Karin Prien teilte im August mit, sie habe eine „breit angelegte Verfassungsschutzprüfung“ tausender Organisationen angestoßen. Ihr Ministerium verantwortet mit Demokratie Leben! das größte Förderprojekt für die Zivilgesellschaft.

**meinung + diskussion 24**



tazeins

Anna Klöpper,  
Ulla Dahmen,  
Marvin Kalwa,  
Thomas Salter  
(v.l.n.r.)

Nicht im Bild:  
Lotte Laloire,  
Sunny Riedel,  
Johanna  
Treblin, Derya  
Türkmen,  
Lukas Wallraff

## Jahrhundert Legende

Wir feiern 100 Jahre Bauhaus in Dessau.

「2025  
2026」

Dessau  
Roßlau

dessau-bauhaus100.de



SACHSEN-ANHALT #moderndenken

# „Junge Leute sind verunsichert“

Deutschland diskutiert über den Wehrdienst. Die Deutsche Friedensgesellschaft bemerkt eine Eintrittswelle, sagt der Geschäftsführer

Interview Cem-Odos Gueler

**taz:** Herr Schulze von Glaßer, überrascht es Sie, dass der Wehrdienst wiederkommen soll?

**Michael Schulze von Glaßer:** Nein, das überrascht mich nicht. Die Aufrüstungspläne sind doch lange bekannt. Als die Regierung die Zeitenwende ausgerufen hatte, haben wir eine neue Arbeitsgruppe zur Kriegsdienstverweigerung gegründet. Dadurch verfügen wir jetzt über ein großes Netzwerk und beraten die ganze Zeit schon junge Menschen zur Kriegsdienstverweigerung.

**taz:** Der Gesetzentwurf sollte am Donnerstag in erster Lesung im Bundestag beraten werden. Doch die Koalition hat sich bei dem Thema heillos zerstritten. Was sagt Ihnen das?

**Schulze von Glaßer:** Das zeigt, wie heikel das Thema ist. Man sieht es auch daran, dass es keine Mehrheit für eine Grundgesetzänderung gibt, um Frauen und Männer beim Wehrdienst gleich zu behandeln. Was passiert denn, wenn ein Mann dagegen klagt, weil er den Fragebogen der Bundeswehr ausfüllen muss und Frauen nicht? Mir scheint, die Bundesregierung möchte aufrüsten, koste es was es wolle. Die rechtlichen Fragen werden dabei hintangestellt.

**taz:** Wie wird die Wiedereinführung des Wehrdienstes unsere Gesellschaft Ihrer Meinung nach verändern?

**Schulze von Glaßer:** Das ist jetzt schon absehbar. Bei jungen Leuten, aber auch bei Eltern gibt es eine wahnsinnig große Verunsicherung darüber, was jetzt pas-

siert. Wir merken auch eine kleine Eintrittswelle in unseren Verband. Dabei wäre es mir andersherum viel lieber: Selbstabschaffung aufgrund des Weltfriedens.

**taz:** Was sollte ein junger Mann, der bald 18 wird und nicht zur Bundeswehr will, jetzt als Erstes wissen?

**Schulze von Glaßer:** Ich würde ihm erst mal empfehlen, auf unsere Webseite [verweigern.info](http://verweigern.info) zu gehen. Da kann man sich das meiste selbst beantworten. Wir empfehlen allen jungen Männern ab Jahrgang 2008, bereits jetzt einen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung zu stellen. Dafür muss man eine freiwillige Mus-

terung über sich ergehen lassen. Aber: Aktuell sind die Chancen, dass die Verweigerung anerkannt wird, sehr groß. Tatsächlich haben wir bei den Menschen, die sich in dem Verfahren von uns begleiten lassen, eine Erfolgsquote von 100 Prozent.

**taz:** Als die taz 1978 gegründet wurde, beriet Ihre Organisation bereits seit vier Jahren unter ihrem heutigen Namen Kriegsdienstverweigerer. Was sind die Unterschiede zwischen damals und heute?

**Schulze von Glaßer:** Ich bin Jahrgang 1986 und kenne das auch nur aus Erzählungen. Aber in den 70er, 80er und 90er Jahren gab

es ja eine riesige Verweigerungskultur! Verweigern war der Standard, und wer zur Bundeswehr ging, war komisch. Heute verstehen einen die jungen Leute gar nicht, wenn man Kriegsdienstverweigerung sagt. Dazu kommt: Es gibt nur noch wenige ältere Anwälte, die sich mit dem Thema befassen. Erst langsam kommen wieder ein paar Jüngere dazu. Wir müssen diese Verweigerungskultur wieder aufbauen.

**Michael Schulze von Glaßer** ist politischer Geschäftsführer der Deutschen Friedensgesellschaft – Vereinigte Kriegsdienstverweigererinnen



genossenschaft und archiv  
Konny Gellenbeck, Tine Pfeiff und Brigitte Marquardt (v. l. n. r.)  
Nicht im Bild: Eva Berger

Anzeige

**EWS**  
ElektrizitätsWerke  
Schönau

**OHNMACHT  
IST KRASS.  
ÖKOSTROM  
IST KRASSER.**

Hol dir 100 % EWS-Ökostrom und fördere mit jeder verbrauchten kWh nachhaltige Projekte weltweit!



[ews.jetzt/ökostrom-für-dich](https://ews.jetzt/ökostrom-für-dich)

Die Zukunft liebt ⚡ Rebell:innen.

**50€**  
WECHSEL  
BONUS!

# Grüne geben sich Regeln



**inland**  
Cem Odos-Güler,  
Pascal Beucker,  
Dinah Riese,  
Charlotte Missel-  
witz, Gareth  
Joswig, Jasmin  
Kalarickal (v.l.n.r.)  
Nicht im Bild:  
K. Augustin,  
P. Hecht, M. Heim,  
F. Eikmanns, S. am  
Orde, B. Dribbusch,  
R. Pauli, A. Leh-  
mann, T. Schulze,  
S. Reinecke,  
D. Hinzmann,  
P. Wieners

Nach dem Fall Gelbhaar stellten die Grünen fest: Ihr Umgang mit Belästigungsvorwürfen widerspricht den Prinzipien des Rechtsstaats. Jetzt schlägt der Vorstand eine Reform vor

Von **Tobias Schulze**

Der Fall Stefan Gelbhaar war für die Grünen im Bundestagswahlkampf ein Desaster. Dem Abgeordneten wurden aus der Partei teils gravierende Fälle sexueller Belästigung vorgeworfen. Einige davon stellten sich später als erfunden heraus. Aber eine Ombudsstelle der Grünen, die die Vorwürfe vertraulich aufarbeiten sollte, hatte da längst in der Partei vor Gelbhaar gewarnt. Der 49-Jährige verlor sein Mandat. Eine interne Kommission untersuchte den Vorgang später und kritisierte den Umgang der Partei mit Belästigungsvorwürfen: Die bisherigen Strukturen hätten „erhebliche rechtsstaatliche Defizite“. Das soll sich jetzt ändern: Für den Parteitag im November schlägt der Bundesvorstand eine Satzungsänderung vor, die die Verfahren neu aufstellt. Der Vorschlag fußt auf den Ergebnissen einer weiteren

internen Arbeitsgruppe, die in den letzten Monaten über eine Reform beriet. Er liegt der taz vor. Angelehnt ist er in zentralen Punkten an das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz. So ist aus dem Gesetz weitestgehend die Definition von „sexueller Belästigung“ übernommen. „Dies garantiert Rechtssicherheit und ermöglicht vergleichsweises Heranziehen geltender Rechtsprechung“, heißt es zur Begründung. Außerdem sei die Definition sinnvoll, weil sie auch „strafrechtlich nicht relevante Verhaltensweisen“ umfasse. Strafbare Fälle wollen die Grünen nicht selbst aufklären, sondern den Behörden überlassen. Angelehnt an Empfehlungen der Antidiskriminierungsstelle des Bundes wollen die Grünen außerdem ein Säulenmodell einführen. Es sieht drei zuständige Stellen vor. Die ersten beiden, Anlauf- und Beschwerdestellen,

sollen auf Bundes- und Landesebenen neu eingesetzt werden. Die Anlaufstellen sollen Betroffenen sexueller Belästigung als Beistand dienen: Zuhören, externe Hilfe vermitteln, zu möglichen innerparteilichen Schritten beraten. Anonyme Meldungen sollen nicht mehr möglich sein, vertraulich soll es aber bleiben – beziehungsweise werden: Anders als im Fall Gelbhaar geschehen, sollen aus den Anlaufstellen keine Infos an Parteivorstände gehen. Grundsätzlich vertraulich sollen auch die Beschwerdestellen arbeiten. Wer sich dort hinwendet, kann gewissermaßen ein Schlichtungsverfahren einleiten. Dabei werden auch die Beschuldigten konfrontiert. Neu ist: Ihnen gegenüber sollen verpflichtend die konkreten Vorwürfe benannt werden – sodass sie die Möglichkeit zur Stellungnahme haben. Ziel auf dieser Ebene ist es, einen Konsens

zwischen den Beteiligten zu finden. Beschuldigte könnten hier freiwillig Konsequenzen tragen. Für Streitfälle sind dagegen als dritte Säule die bestehenden Schiedsgerichte der Partei vorgesehen. Zu Sanktionen sind nur sie befugt – das soll in der Satzung explizit klargestellt werden. Schiedsgerichte arbeiten schon jetzt nach festgelegten rechtsstaatlichen Grundsätzen, es können nur bewiesene Vorwürfe bestraft werden. Vertraulich sind sie aber nicht: Was hier passiert (und auch, wer so ein Verfahren anstrengt), wird in der Partei zwangsläufig bekannt. „Ein besonderes Anliegen war uns, den Schutz von meldenden Personen und rechtsstaatliche Verfahren in Einklang zu bringen“, sagte Parteichefin Franziska Brantner der taz. Mit dem vorliegenden Entwurf gelinge das. Er stehe sowohl für Rechtsstaatlichkeit als auch für Frauenrechte.

## abschiedswetter

Nach der Blattreform 2017 hatten wir Sie, unsere Leser:innen, gefragt: Was soll aus dem Wetterbericht werden? Es gab viele Vorschläge: Ein Kreuzworträtsel, Witze, ein Horoskop? Die Mehrheit der Leser:innen, die sich an der Umfrage beteiligte, votierte für Abschaffen. Die taz ist sehr demokratisch, aber manchmal braucht Demokratie eben Zeit. Heute verabschieden wir uns vom Wetter: Danke, dass du oft heiterer warst als die deutschen Aussichten. Das Wetter in Berlin-Kreuzberg: Sag mal, weinst du, oder ist das der Regen?

# Astrid Proll und die taz

Sie stand auf der Titelseite der ersten Ausgabe. Was macht sie heute?

Von **Kersten Augustin**

Als am 22. September 1978 die taz-Nullnummer erschien, war für die Redaktion kaum ein Thema wichtiger: „Astrid Proll“, das ist schon die ganze Überschrift, gleich unter dem Titelkopf auf Seite eins. Mit dem Namen war genug gesagt, eine Unterzeile gab es nicht. 47 Jahre später stellen sich für Nachgeborene aber Fragen: Wer war das noch mal, irgendwas mit RAF? Und was macht sie heute? Anruf bei Astrid Proll, die 78 Jahre alt ist und in Berlin lebt. „Ach, die taz“, sagt Proll, es klingt liebevoll. Sie habe die Zeitung täglich gelesen, aber irgendwann aufgehört. Warum? „Ich kannte die Autoren und wusste schon, was die schreiben.“ Proll findet es gut, „dass die Alten bei der taz jetzt langsam weg sind und die Jungen übernehmen“. Eine Woche vor Erscheinen der taz-Nullnummer war Proll in London festgenommen worden. Dort war sie untergetaucht und hatte in einer Autowerkstatt gearbeitet. Nun drohte die Auslieferung. Proll war Teil der ersten RAF-Generation, sie soll bei der Baader-

Befreiung den Fluchtwagen gefahren haben. An den späteren Morden war sie nicht beteiligt. 1971 wurde Proll verhaftet und musste in Isolationshaft. Dort erging es ihr so schlecht, dass ihr Prozess abgebrochen und Proll aus der U-Haft entlassen wurde. Sie nutzte die Gelegenheit, um unterzutauchen – bis zur Festnahme. Kaum ein Thema hat die frisch gegründete taz seitdem so begleitet wie die RAF. Erst kürzlich erschien ein Brief vom untergetauchten Burkhard Garweg. Am Telefon erzählt Proll, sie habe spät verstanden, wie sehr sich FDP-Innenminister Gerhart Baum für sie eingesetzt habe. Nach ihrer Auslieferung wurde der Vorwurf des versuchten Mordes fallen gelassen, Proll wurde wegen Raubüberfall und Urkundenfälschung verurteilt. Wegen ihrer langen U-Haft musste sie nicht mehr ins Gefängnis. Im Untergrund seien die Medien „der Feind“ gewesen, aber nach ihrer Haft brauchte sie einen Job: Sie arbeitete als Fotoredakteurin für *Tempo*, freiberuflich auch mal für den *Spiegel*, obwohl Rudolf Augstein das nicht gern ge-

sehen habe. Damit schließt sich ein Kreis: Denn von Proll stammen frühe ikonische RAF-Fotos, von Andreas Baader und Gudrun Ensslin nach dem Untertauchen in Paris, bevor ihr Bild von Fahndungsplakaten geprägt war. Wer hat sich nun mehr verändert, Astrid Proll oder die taz? „Ach, wir beide“, sagt Proll, und dann: „Ich auf jeden Fall. Mein Bestreben war, mich anzupassen. Ich habe lange genug als Außenseiterin gelebt.“ Proll liest heute die *Süddeutsche*, obwohl die „wahnsinnig bürgerlich“ sei. Gilt das auch für sie? „Ach, dafür ist meine Rente zu klein“, aber sie wolle nicht klagen. Gerade hat Proll ihre Autobiografie geschrieben. Auch heute geht der deutsche Staat mit voller Härte gegen Linke vor. Und nicht nur der: In Ungarn sitzt Maja T. in Isolationshaft. Proll weiß, was das bedeutet. „Ich verfolge das“, sagt sie. In der SZ gebe es dazu wenig. „Sollte ich wohl öfter die taz lesen“, sagt Proll. Der taz wünscht sie, dass sie „keine normale Zeitung“ bleibt, und viele Unterstützer. „Hauptsache, eure Jobs sind sicher“, sagt Proll. „Ja, so red ich heute.“

Anzeige

Deutsche Ausgabe  
**LE MONDE** *diplomatique*

**Bienvenue, les ami.e.s**  
Ihr möchtet weiterhin die langen Artikel von Le Monde diplomatique auf Papier lesen? Dann abonniert jetzt die deutsche Ausgabe der weltweit größten Monatszeitung für internationale Politik. Alle Aboangebote auf einen Blick:  
[monde-diplomatique.de/zeitungsabo](https://monde-diplomatique.de/zeitungsabo)

Anzeige

Die Linke

Fraktion im  
Abgeordnetenhaus  
von Berlin

Füllt  
den  
Platz  
links  
der  
Mitte.



www.linksfraktion.berlin

# Kein warmes Zuhause

Energiearmut ist ein Massenphänomen: Mehr als fünf Millionen Menschen leben in Haushalten, wo sie aus finanziellen Gründen nicht angemessen heizen

Von Anja Krüger

Etwa 5,3 Millionen Menschen in Deutschland lebten 2024 in Haushalten, die es sich nicht leisten konnten, die Wohnung oder das Haus den eigenen Bedürfnissen entsprechend zu heizen. Das entspricht 6,3 Prozent der Bevölkerung, wie das Statistische Bundesamt am Donnerstag mitteilte. Die Daten beruhen auf einer Befragung und subjektiven Einschätzungen, wie hoch die Raumtemperatur sein sollte.

Die Heizkosten waren nach dem Angriff Russlands gegen die Ukraine 2022 drastisch gestiegen. Mittlerweile haben sich die Preise etwas beruhigt, liegen aber immer noch über dem Vorkriegsniveau. Im vergangenen Jahr ist der Anteil der Bürger:innen, die sich kein warmes Zuhause leisten können, gesunken. 2003 hatte er noch bei 8,2 Prozent gelegen. Wie hoch die finanzielle Belastung ist, hängt von der Art des Heizens ab. So sind nach im September die Gas- und Heizölpreise leicht gestiegen, Fernwärme, Holzpellets oder Strom sind etwas billiger geworden.

Die Zahlen des Statistischen Bundesamts gehen auf die Selbsteinschätzung der Befragten zurück. Untersuchungen des Öko-Instituts, die auch die Kriterien Einkommen, hohe Heizkostenbelastung und schlechte Energieeffizienz berücksichtigen, kommen zu ähnlichen Ergebnissen. Von den Haushalten im untersten Fünftel der Einkommensverteilung heizen danach 11 Prozent nicht angemessen. „Energiearmut ist nicht mit Armut gleichzusetzen“, sagt Viktoria Noka, Energieexpertin des Öko-Instituts. Besonders Mieter:innen leiden unter hohen Heizkosten. Sie können selbst kaum etwas am Zustand ihrer Wohnung ändern. Auch Rentner:innen sind überdurchschnittlich betroffen, berichtet Noka. Sie haben oft ein geringes Einkommen und einen besonderen Wärmebedarf.

„Die nachhaltigste Hebel gegen Energiearmut ist die Steigerung der Energieeffizienz“, sagt Noka. Je geringer der Verbrauch, desto niedriger sind die Heizkosten. Die Energieexpertin plädiert dafür, dass der Staat etwa die Dämmung von Gebäuden stärker fördert –

und zwar einkommensabhängig. Vor allem bei Mietgebäuden sind Anreize für eine Modernisierung erforderlich. „Das muss sozial gestaltet werden“, betont sie. Wenn Vermieter:innen soziale Förderung in Anspruch nehmen, dann sollte auch der Mietanstieg nach oben begrenzt sein, zum Beispiel durch eine Mietpreisobergrenze.

Direkte finanzielle Zuschüsse fürs Heizen können sinnvoll sein, sagt Noka. Das gilt etwa, wenn durch die künftig höheren CO<sub>2</sub>-Preise die Heizkosten stark steigen. „Aber sie sollten sozial gestaffelt und zeitlich begrenzt sein“, sagt sie. Vor allem sollten sie kein Ersatz für Sanierungsmaßnahmen sein. Denn dann besteht die Gefahr, dass Haushalte in der Heizkostenfalle gefangen bleiben.

Bei Bürgergeldempfänger:innen übernehmen Jobcenter die Heizkosten – solange sie in den Augen der Ämter als angemessen gelten. „Mehr als 16 Prozent der Bürgergeld-Haushalte sagen, dass sie beim Heizen sparen“, heißt es in einer Studie des Sozialverbands Der Paritätische.

meinung + diskussion 24



wirtschaft +  
umwelt

Simon  
Poelchau,  
Susanne  
Schwarz,  
Beate Willms,  
Leila van  
Rinsum, Jost  
Maurin  
(v. l. n. r.)  
Nicht im Bild:  
A. Krüger,  
S. Bergt,  
J. Waack,  
K. Schöne-  
berg,  
N. Boenisch,  
H. Holding-  
hausen

# Erschöpfte Natur

Wälder, Moore und Meere können nicht mehr so viel Treibhausgas speichern wie früher. Die CO<sub>2</sub>-Konzentration in der Atmosphäre ist höher als je zuvor – und heizt die Erde auf

Von Nick Reimer

Die Konzentration der klimaschädlichen Treibhausgase in der Atmosphäre hat einen neuen Höchststand erreicht: Nach Erhebung der Weltmeteorologie-Organisation WMO wurden im vergangenen Jahr 423,9 Teile Kohlendioxid pro Million (ppm) in der Erdatmosphäre gemessen. Auch Methan und Lachgas erreichten neue Rekorde. „Besorgniserregend ist, wie stark der Anstieg binnen eines Jahres ausfiel“, erklärt der Klimaforscher Mojib Latif der taz. Denn mit 3,5 ppm kamen 2024 so viele Treibhausgase neu in die Atmosphäre wie nie zuvor – fast viermal so viel wie in den 1960er Jahren.

„Die Konzentration steigt immer schneller“, sagt Latif, der seit 2022 auch Präsident der Akademie der Wissenschaften in Hamburg ist. „Ein Grund dafür ist, dass die Natur immer stärker ihre Fähigkeit einbüßt, Treibhausgase zu

speichern.“ Wälder, Moore und Ozeane würden weniger Kohlendioxid aufnehmen als in den vergangenen Jahrzehnten – Effekte, die selbst direkte Folgen des Klimawandels sind. Seit 2017 setzen etwa deutsche Forste mehr Treibhausgase frei, als sie speichern. „Es ist, als ob die Klimaanlage heizt, anstatt zu kühlen“, sagte der damalige Bundesagrarminister Cem Özdemir (Bündnis 90/Die Grünen) bei der Vorstellung der Bundeswaldinventur vor einem Jahr. 2024 war zudem ein Jahr mit starker Waldbrand-saison, auch dabei entstand viel CO<sub>2</sub>. 2025 wüteten die Brände noch stärker, weshalb ein neuer Rekordanstieg zu befürchten ist.

Es gibt einen direkten Zusammenhang zwischen der Konzentration der Treibhausgase in der Atmosphäre und der globalen Oberflächentemperatur; nach Angaben der WMO lag diese im vergangenen Jahr 1,55 Grad über dem

vorindustriellen Niveau. Der „Global Tipping Points Report 2025“ hatte Anfang der Woche davor gewarnt, dass oberhalb von 1,5 Grad die Eisschilde auf Grönland und in der Westantarktis kollabieren, was einen Anstieg des Meeresspiegels von mehreren Metern zur Folge hat.

Im Paris-Protokoll hatte sich die internationale Staatengemeinschaft 2015 verpflichtet, den Temperaturanstieg „auf 1,5 °C über dem vorindustriellen Niveau zu begrenzen, da erkannt wurde, dass dies die Risiken und Auswirkungen der Klimaänderungen erheblich verringern würde“. Damals überstieg die CO<sub>2</sub>-Konzentration in der Atmosphäre erstmals den Wert von 400 ppm. Mojib Latif sagt: „Die Entwicklung illustriert die Hilflosigkeit der Weltgemeinschaft, Problem endlich entschlossen anzuhängen.“ Umso wichtiger wäre ernsthafter Klimaschutz.

# Weiter mit den Folterern

Trotz Vorwürfen: Deutschland und Italien für Kooperation mit Libyens Küstenwache

Aus Rom **Christian Jakob**

Schüsse auf Retter, Folter von Migrant:innen, mafiöse Geschäfte: Seit Jahren häufen sich Berichte über schwerste Menschenrechtsverletzungen der libyschen Küstenwache (LCG) und der mit ihr verbundenen Milizen. Trotzdem haben Italien und Deutschland am Mittwoch unabhängig voneinander entschieden: Die Zusammenarbeit geht weiter.

Am Mittwoch winkte der Bundestag die Verlängerung des Bundeswehr-Mandats für die EU-Militärmission „Irin“ durch. Diese soll das Waffenembargo gegen Libyen überwachen, als „Nebenaufgabe“ aber auch die LCG weiter aufbauen und schulen. An Letzterem hatte sich Deutschland bisher wegen deren Menschenrechtsverstößen explizit nicht beteiligt. „Grundsätzlich gilt für die Bundesregierung: Es gibt keine deutsche bilaterale Unterstützung für die libysche Küstenwache“, sagte ein Sprecher des Auswärtigen Amtes noch Ende September der taz.

Doch im neuen Bundeswehr-Mandat ist die „Schulung“ der LCG als Aufgabe genannt. So solle ein „Gleichlaut zwischen Bundestags- und EU-Mandat“ geschaffen werden, sagte ein

Sprecher des Bundesverteidigungsministeriums der taz. Allerdings gebe es derzeit „keine konkreten Planungen zur Wahrnehmung der Ausbildungsaufgabe durch die Bundeswehr“. Doch die zu Ampel-Zeiten verfolgte Linie ist damit passé.

Die Linken-Abgeordnete Lea Reisner, früher selbst Freiwillige auf der „Sea Watch“, sagte, die Bundesregierung wolle die Zusammenarbeit mit libyschen Milizen ausbauen, „die auf zivile Rettungsschiffe und flüchtende Menschen schießen“. Was als Beitrag zur europäischen Stabilität verkauft werde, sei „in Wahrheit Beihilfe zu Verbrechen gegen die Menschlichkeit“, so Reisner.

„Wir werden nie vergessen, was uns dort angetan wurde“

**David Yambio**, „Refugees in Libya“

Auch in Rom hatte sich das Parlament am Mittwoch mit dem Thema befasst. Zur Debatte stand die turnusmäßige Verlängerung einer aus dem Jahr 2017 stammenden Vereinbarung mit Libyen zur Flüchtlingsabwehr. Getroffen hatte



**ausland**  
Lisa Schneider, Sven Hansen, Barbara Oertel (v.l.n.r.)  
Nicht im Bild: Anastasia Zejneli, Bernd Pickert, Dominic Johnson, Fabian Schroer, Gaby Coldewey, Judith Poppe, Leon Holly

sie damals die sozialdemokratisch geführte Regierung unter Paolo Gentiloni. Am Dienstag beantragte aber ein Bündnis von Oppositionsparteien unter der PD-Chefin Elly Schlein, die Zusammenarbeit mit der LCG zu stoppen. Diese sei von Milizen durchsetzt, „die jeden Tag Menschen- und Grundrechte mit Füßen treten“, sagte Schlein.

Es gebe zahlreiche Zeugnisse über „Gräueltaten, Folter, Menschenhandel, Morde, Verletzungen der grundlegendsten Rechte, Schüsse gegen Migrantenboote“. Doch am Mittwoch wies die Rechtskoalition unter Ministerpräsidenten Giorgia Meloni den Antrag im Parlament ab. Es wird also weiter Schiffe, Geld, Training und Ausrüstung geben, damit die LCG Flüchtlinge auf dem Mittelmeer

stoppt und zurückholt. Ziel sei der „Kampf gegen den Menschenhandel“, behauptete indes Meloni. Fast wortgleich begründete das auch Auswärtige Amt in Berlin, warum es die Möglichkeit geschaffen habe, sich am „Kapazitätsaufbau“ in Libyen zu beteiligen.

Seit Dienstag protestiert dagegen in Rom ein Bündnis um die Gruppe Refugees in Libya (RiL). Zu einer „Überlebenden-Bühne“ auf der Piazza Vidoni am Samstag bringt sie rund 50 Geflüchtete aus zehn Ländern in Europa und Nordamerika zusammen, die einst in den libyschen Folterlagern inhaftiert waren. „Wir werden nie vergessen, was uns dort angetan wurde“, sagt der aus Sudan stammende RiL-Gründer David Yambio. In den insgesamt drei

Lagern, in denen er in den Jahren 2019 und 2020 interniert war, wurden bis zu 7.000 Menschen festgehalten.

„Man kann sich nicht hinlegen, es gibt kaum Wasser und Toiletten, bei 45 Grad schmilzt dein Körper förmlich.“ Das ganze System sei darauf ausgelegt, die Menschen zu terrorisieren, um Lösegeld zu erpressen oder sie für Zwangsarbeit weiterzuverkaufen, sagt Yambio. „Sie sagen, es ginge im den Kampf gegen Menschenhandel – dabei sind die Milizen in Libyen die größten Menschenhändler.“ Dass Italien und die EU Akteure unterstützen, die tief in dieses Geschäft verstrickt seien, dürfe nicht unwidersprochen bleiben. „Sie glauben, niemand zieht sie zur Rechenschaft – wir tun es.“

## Wenig geheime Mission

US-Präsident Trump autorisiert CIA-Operationen in Venezuela – offiziell gegen den Drogenhandel, womöglich aber zum Sturz der Regierung Maduro

Von **Bernd Pickert**

In der anschwellenden Konfrontation zwischen der US-Regierung und Venezuela hat US-Präsident Donald Trump die nächste Eskalationsstufe gezündet. Am Mittwoch erklärte Trump, er habe den US-Geheimdienst CIA autorisiert, nunmehr auch bewaffnete Aktionen auf dem venezolanischen Festland durchzuführen. In den vergangenen Wochen hatte das US-Militär, das mit mehreren Kriegsschiffen vor der Küste Venezuelas kreuzt, mindestens fünf Boote zerstört, die nach US-Angaben Drogenkartellen zugeordnet worden seien. Insgesamt 27 Menschen seien dabei getötet worden.

Jetzt seien die Seewege unter Kontrolle, daher müssten diese Operationen auch auf das Festland ausgeweitet werden, sagte Trump – wobei das genaue Ziel vage blieb. Innerhalb seiner Regierung gibt es schon lange Kräfte, die auch eine militärische Operation zum Sturz der Regierung nicht ausschließen oder offen befürworten. Sein Außenminister Marco Rubio,

der etwa in der Ukraine-Politik vor seiner Berufung ins Amt deutlich andere Positionen vertreten hatte als nun im Kabinett, ist in seiner aggressiven Haltung gegen die chavistische Regierung in Caracas sich selbst sehr treu geblieben. Rubio und CIA-Direktor John Ratcliffe befürworten einen US-orchestrierten Staatsstreich, berichtet die *Washington Post*.

Trump selbst drückte sich allerdings um die Antwort auf die Journalistenfrage, ob er die CIA mit dem Auftrag ausgestattet habe, den Sturz von Maduro zu organisieren. Er sei sich allerdings sicher, dass Venezuela nun Druck verspüre, sagte er.

Venezuelas durch offenen Wahlbetrug noch im Amt befindlicher Präsident Nicolas Maduro klagte bei einem Fernsehauftritt über Trumps Aussagen. Er verglich das Vorgehen mit früheren unter Beteiligung der CIA durchgeführten Staatsstreichen in Lateinamerika und anderen Teilen der Welt. Venezuelas Außenministerium reagierte „extrem alarmiert“ und nannte Trumps Ankündigung eine „schwere Verletzung des

Völkerrechts und der Charta der Vereinten Nationen“.

Bereits vor einigen Tagen hatte Trumps Justizministerin Pam Bondi das von den USA auf Maduro ausgesetzte Kopfgeld auf 50 Millionen US-Dollar verdoppelt und Maduro erneut als „Bedrohung unserer nationalen Sicherheit“ bezeichnet.

Auch die in der vergangenen Woche zur Friedensnobelpreisträgerin gekürte venezolanische Oppositionspolitikerin Maria Corina Machado hatte zumindest in der Vergangenheit durchaus für eine internationale, sprich US-geführte, Intervention geworben, um das Maduro-Regime endlich loszuwerden.

Ungeachtet der eskalierenden Konfrontation gehen allerdings bislang die Abschiebeflüge aus den USA nach Venezuela weiter, derzeit im Durchschnitt zwei Flugzeuge pro Woche. Aus Venezuela sind in den letzten Jahren insgesamt acht Millionen Menschen geflohen – der wahrscheinlich zahlenmäßig größte Exodus aus einem lateinamerikanischen Land jeher.

Anzeige

## Willkommen LIFELINE SAR

Mit unserem neuen Schiff, der LIFELINE SAR, nehmen wir wieder Kurs auf Seenotrettung im Mittelmeer!



Spende jetzt und werde Teil unserer Mission!

[www.mission-lifeline.de](http://www.mission-lifeline.de)

MISSION LIFELINE INTERNATIONAL e.V.  
IBAN: DE56 4306 0967 1234 0600 00  
BIC: GENODEM1GLS  
GLS Bank





**taz  seitenwende**

## Infos für unsere Abonnent\*innen

Jetzt ist es soweit: Unsere Seitenwende startet am 17. Oktober 2025 und wir gehen mit unseren Leser\*innen und Abonnent\*innen in die Zukunft des Tageszeitungsjournalismus.

Heute erscheint dann zum letzten Mal eine gedruckte Werktagsausgabe der taz. Ab dem 20. Oktober gibt es von montags bis freitags die werktägliche taz in digitaler Form, bequem zu lesen und zu hören in der taz App auf dem Tablet oder Smartphone, auf dem Laptop/PC oder auch mit einem eBook-Reader.

**Die wochentaz – unsere Wochenzeitung – gibt es weiterhin in gedruckter Form, in Ihrem Briefkasten oder am Kiosk.**

### Gut zu wissen

- Ihr **taz Abo läuft** auch nach dem **17.10.2025** wie gewohnt **weiter**. Sie müssen nichts tun, wir stellen das tägliche Abo um und Sie erhalten ab dem 20.10.25 die werktägliche taz in digitaler Form und zusätzlich wie gewohnt die wochentaz gedruckt.
- Wenn Sie uns bereits mitgeteilt haben, dass Sie Ihr Abo in anderer Form fortsetzen möchten, werden wir dies entsprechend berücksichtigen.
- Für das **digitale Lesen**, benötigen Sie einen **digitalen Zugang** und eine E-Mail-Adresse. Sollten Sie noch keinen Zugang haben, schicken Sie uns Ihre E-Mail-Adresse bitte an **app@taz.de**
- Sie können die digitale taz innerhalb eines Haushalts auf unterschiedlichen Geräten und auch parallel mit denselben Zugangsdaten nutzen.
- Auch beim Preis Ihres Abos bleibt alles beim Alten. Unsere Preise, wie sie seit Anfang des Jahres gelten, behalten ihre Gültigkeit. Sie müssen nichts tun, Art und Zeitpunkt der Zahlung bleiben gleich.
- Die **digitale taz** gibt es für Ihre mobilen Geräte oder den PC/Laptop bereits am **Vorabend des Erscheinungstages ab ca. 19 Uhr**. Wir erinnern Sie mit einer E-Mail und einer Nachricht auf Ihrem Smartphone daran, die taz aus dem digitalen Briefkasten zu holen.
- Laden Sie sich schon jetzt die **taz App für Ihr Smartphone oder Tablet** herunter, falls noch nicht geschehen. Das geht einfach über die Adresse **taz.de/app**
- **Le Monde diplomatique** wird auch weiterhin **einmal im Monat** der Freitagsausgabe der taz **beiliegen**, allerdings in digitaler Form. Wollen Sie die LMD weiterhin in gedruckter Form beziehen, bieten wir unseren Abonnent\*innen ein vergünstigtes Papier-Abo. Bestellen Sie hier: **taz.de/lmd-gedruckt**
- Wenn Sie noch ein mobiles digitales Endgerät zur Nutzung der digitalen taz nach der Seitenwende benötigen, können wir Ihnen ein Gerät zu erheblich reduzierten Preisen anbieten, wenn Sie uns zusichern, mindestens zwei weitere Jahre Ihr Abo zu behalten. Sie können wählen zwischen einem Samsung Tablet, einem iPad und einem PocketBook eBook Reader.

**Informationen zu den Geräten, den Preisen und dem Bestellweg finden Sie unter [taz.de/seitenwende](https://taz.de/seitenwende).**

- Die Nutzung der digitalen taz ist einfach und die Bedienung und Navigation in der taz App intuitiv. Allerdings kann es für den Einen oder die Andere, die mit einem digitalen Gerät noch nie zu tun hatten, auch schwierig und ungewohnt sein, sich darin einzufinden. **Darum bieten wir Hilfen zur Einrichtung und Nutzung der digitalen Endgeräte an.**

## Seitenwende Hotline:

Wenn Sie Fragen zur Anmeldung in der taz App oder zur Nutzung der App haben, rufen Sie uns an:

**Montag, 20. 10. von 9 – 12 Uhr  
Dienstag, 21. 10. von 9 – 12 Uhr  
Mittwoch, 22. 10. von 14 – 17 Uhr  
Donnerstag, 23. 10. von 14 – 17 Uhr**

Wir sind unter **(030) 25 902 969** für Sie da.

Ihre Fragen erreichen uns auch per E-Mail an **seitenwende@taz.de**

Bitte beachten Sie, dass wir aktuell nicht alle E-Mails zeitnah bearbeiten können. Das tut uns leid und wir bitten um Verständnis und Geduld.



meinung  
Simone  
Schmollock,  
Gunnar Hinck  
Nicht im Bild:  
Pauline  
Jäckels,  
Silke Mertins,  
Susanne Knaul

Simone Schmollock über das Leben mit Bürgergeld

Her mit der Sozialpolitik für Kinder

Wissen Sie, wie viel Paar Schuhe Sie besitzen? Wie viele Hosen, T-Shirts, Jacken? Ich weiß es nicht genau, auf jeden Fall sind es mehr als genug. Hat sich an einem Schuh eine Sohle gelöst und ist der Reißverschluss der Winterjacke kaputt, kann ich andere Schuhe und eine andere Jacke anziehen. Kein Problem. Dieses Privileg haben andere Menschen in der Republik nicht. Um genau zu sein: Mehr als 2 Millionen Menschen leben in finanziell derart prekären Verhältnissen, dass manche nicht einmal ein zweites Paar Schuhe besitzen. Ein Drittel der 5,5 Millionen Bürgergeldempfänger:innen, um es in diesen Fällen geht, kann einer Studie des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes zufolge nur am zweiten Tag ein richtiges Essen kochen: gekocht, mit Gemüse, Kohlehydraten, Eiweiß. Als 16 Prozent der Menschen, die Sozialgeld leben, heizen

im Winter nicht, weil dafür das Geld fehlt, ein Drittel kann alte Kleidung nicht ersetzen. Manchen sieht man es an, andere frieren unbemerkt. Zugegeben, es gibt Menschen, die Offerten vom Jobcenter ablehnen, und einige wenige, die sich allen möglichen Angeboten verweigern. Sie sollen künftig stärker sanktioniert werden. Kindern bedürftiger Eltern indes kann man mitnichten vorwerfen, dass sie schuld sind an ihrer Situation. Vor allem bei ihnen erzeugt das Leben in Armut Stress, Scham, Versagensgefühle. Sie schämen sich für den abgeranzten Pulli, den schon der große Bruder abgetragen hat. Sie wagen nicht, Freunde zu sich nach Hause einzuladen. Und sie sind nicht selten schlechter in der Schule, weil ihnen echte Freundschaften und soziale Kontakte fehlen. In Deutschland leben laut Unicef rund 800.000 Kinder dauerhaft in Armut.

Es mag wie ein Mantra klingen, das man nicht mehr hören will, und doch muss man erneut beklagen, dass ein – immer noch – reiches Land wie die Bundesrepublik nichts dagegen tut, es klingt wie ein Mantra, das man nicht mehr hören will. Armut, insbesondere bei jenen, die von der Grundsicherung, wie das Bürgergeld künftig heißen soll, leben, ist nicht Gegenwart, es ist mehr denn je die Zukunft. Die Folgen von Wirtschaftsstagnation, steigender Arbeitslosigkeit, Dauerkrisen und höheren Lebenshaltungskosten spüren viele Menschen, jene mit sehr wenig Geld aber besonders. Will die Bundesregierung nicht nur den Frieden in Europa sichern, sondern auch den sozialen Frieden im eigenen Land, sollte sie sich (wieder) auf eine echte Sozialpolitik besinnen – mindestens im Sinne der Kinder.

wirtschaft + umwelt 21

Pascal Beucker über den Verfassungsschutz und NGOs

Rechts vor links – das gefährdet die Demokratie

Auch wenn es wie aus einer Sonntagsrede klingen mag: Zivilgesellschaftliche Initiativen sind ein unverzichtbarer Teil der bundesdeutschen Gesellschaft. Gerade in der heutigen Zeit ist es wichtig und notwendig, demokratiefördernde Projekte zu unterstützen. Als aus den Neuen Sozialen Bewegungen der 1970er Jahre entstandenes Produkt stand für die taz schon bei ihrer Gründung fest: Sozial-, umwelt-, integrations-, entwicklungs-, bildungs- oder jugendpolitische Zielsetzungen brauchen eine Lobby auch jenseits der Parlamente. Das gilt immer noch. Dass nicht mehr nur freiwillige Feuerwehren, Landessportverbände oder gar Schützenvereine staatlich gefördert wurden, sondern auch progressive Nichtregierungsorganisationen, war einst ein gesellschaftlicher Fortschritt. Reaktionären war und ist dies jedoch von jeher ein Dorn im Auge. Mit dem gesellschaftlichen Rechtsruck hat in den vergangenen Jahren die Propaganda dagegen stark zugenommen. Insbesondere das Bundesprogramm „Demokratie leben!“ steht massiv unter Beschuss von rechts. Und das zeigt Wirkung: Die christdemokratische Bundesbildungsministerin Karin Prien hat bereits angekündigt, nicht nur die Mittel für das Programm zu kürzen, sondern zudem die Überprüfung der beteiligten Organisationen durch den Verfassungsschutz auszuweiten. „Es kann nicht die Lösung sein, Rechtsextremismus über die Förderung linker Ak-

tivist:innen bekämpfen zu wollen“, begründete sie das gegenüber einem rechtsgestrickten Blatt. Großzügig gefördert wird von Schwarz-Rot lieber eine fragwürdige Vorfeldorganisation der Union, wie Republik 21, ein Verein an der Schnittstelle zwischen Rechtskonservatismus und -populismus. Allerdings gibt es nicht erst seit dem Amtsantritt der schwarz-roten Koalition von Friedrich Merz ein großes staatliches Misstrauen gegenüber progressiven zivilgesellschaftlichen Initiativen. Wie eine Antwort der Bundesregierung auf eine kleine Anfrage der Linkspartei zeigt, übten sich auch schon die Regierungen von Angela Merkel und Olaf Scholz in einer unerfreulichen Verdachtskultur – gingen damit nur nicht so öffentlichkeitswirksam hausieren. Alleine in den Jahren 2020 bis 2024 ließen sie insgesamt 1.250 NGOs und 1.296 Einzelpersonen vom Bundesamt für Verfassungsschutz überprüfen – und zwar ohne Wissen der Betroffenen, das heißt auch ohne Möglichkeit zu einer Stellungnahme. Die Frage, in wie vielen Fällen daraufhin die staatliche Förderung abgelehnt oder eingestellt wurde, ließ die Bundesregierung offen. Ob Schwarz-Rot oder Rot-Grün-Gelb: Das Vorgehen der derzeitigen wie auch der vorherigen Regierungskoalitionen ist empörend. Anders als linke Aktivist:innen, die Rechtsextremismus bekämpfen, schadet es der demokratischen Kultur in diesem Land.

der tag 18

anzeigen

taz blogs

Nicht zu fassen ... aber zu lesen.

Mutiges, Abseitiges und Tiefgründiges lesen Sie auf den Blogs der taz: [taz.de/blogs](https://taz.de/blogs)

Zurück in die Zukunft

Täglich: Die taz digital  
Monatlich: Die »Blätter« analog

Einzelheft 12 €  
Im Abo 8,75/6,92 € (Inland)

11'25

Blätter für deutsche und internationale Politik

Probeabo 2 Monate nur 14 Euro

Warnungen aus Weimar  
Daniel Ziblatt

Die dunklen Seiten der USA  
Frank Biess

UK: Regimechange leicht gemacht  
Annette Dittert

Sehnsucht nach Zerstörung  
Carolyn Amlinger und Oliver Nachtwey

[blaetter.de/probeabo](https://blaetter.de/probeabo)

KONZERTHAUS BERLIN DO, 13. NOV 2025 20.00 UHR

GRAFFITI

JETZT TICKETS SICHERN!

Magnus Lindberg Graffiti  
Zoltán Kodály Marosszéker Tánze, Missa brevis

Die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen  
Justin Doyle Dirigent

Weitere Infos unter:  
+49 (0)30 20 29 87 25  
[tickets@rias-kammerchor.de](mailto:tickets@rias-kammerchor.de)

RIAS KAMMERCHOR BERLIN

Bleib  
wach –  
sonst  
stirbst du!

Von **Christof Meueler**

Früher hieß sie *neues deutschland*. Noch immer versteht sie sich als „sozialistische Tageszeitung“. Für einen Sozialismus, der nicht scheiße ist. Gegen die Marktlogik schöne Dinge tun. Morgens schwimmen, wenn die Sonne scheint, oder im Bett bleiben und ein altes Lied von Elvis hören. Schreiben für Demokratie, Toleranz und Teilhabe in krasser Zeit, wenn der anwachsende Autoritarismus das alles abschaffen will.

Das *nd* ist viel moderner als sein Ruf, ich schwöre: Die taz ist nicht die erste überregionale Zeitung, die nun werktags digital wird. Das *nd* hat damit schon im Mai 2023 angefangen. Montag und Samstag erscheint es nicht mehr auf Papier, sondern in der *nd*-App. Die wurde ehrenamtlich mit Open Source entwickelt, zusammen mit der WOZ aus Zürich. Digital ist halt billiger, wenn das Papier teurer wird, die Energiepreise ebenso und ganz besonders Vertrieb und Zustellung. Deshalb gibt es das *nd* nur noch im Abo und nicht mehr am Kiosk, außer am Freitag, wenn die dicke Ausgabe *nd.DieWoche* er-

Doch die wurden viel zu lange immer weniger. Ein Drama:

Ein anderer lautet: „wir haben schon mal einen Staat ruiniert“. Ein Scherz, denn das *nd* hat den Untergang der DDR überlebt, obwohl es einst das Zentralorgan der SED war: die wichtigste und die langweiligste Zeitung des Landes. Als Staatsanzeiger ein Medium der Zermürbung, Tiktok in ideologisch würde man heute sagen. Gut, dass es das nicht mehr gibt. Danach hat das *nd* die Treuhänder überlebt, weil seine Leser\*innen

„nd bleibt“ lautet di  
role. Der Kostendruck  
hoch, dass die Zeitun  
dem Sparen kaum  
hinterherkommt. Es is  
in einem Actionfilm. D  
liegt schwer getroffen  
Boden, lebensgefäh  
verletzt. Die Umstehe  
rufen: „Bleib wach! S  
einschlafen! Sonst st  
du!“ Wird es überleb

**Christof Meueler** leitet  
das Feuilleton des *nd*.



**tazzwei/  
Medien**  
Jannik  
Grimmbacher,  
Johannes  
Drosdowski,  
Valérie Catil,  
Leon Holly  
(v. l. n. r.)  
Nicht im Bild:  
D. Akrap,  
A. Waibel,  
C. Schwarz,  
L. Faust,  
N. Potter,  
A.-K. Leclère,  
A. Zejneli,  
Ch. Specht,  
P. Rhensius

Anzeigen

Saison 25/26

**DSO**

Deutsches Symphonie-Orchester Berlin

ORCHESTER  
**FÜR**  
DIE DEMOKRATIE

[dsoberlin](http://dsoberlin) [dso-berlin.de](http://dso-berlin.de)

Illustration: Sarah Böttcher, Master: Hannah Goppel

**taz**  **panterstiftung**

**Dieses Jahr  
schon gespendet?**

# Presse und Freiheit gibt es nur zusammen

**Unterstützen Sie die Projekte der gemeinnützigen taz Panter Stiftung:**

Refugium – Volontariat – Klimaprojekte Green  
Panter: MENA und Amazonien – Her Turn Syrien  
– Pressefreiheit – Podcast Mauerecho: Ost trifft  
West – Osteuropa – Exilmedien – Panterjugend  
2025 – EU-Migration – Afrika-Subsahara –  
Panter Preis – Konstruktiver Journalismus

**Weitere Infos unter:**

Telefon: 030-25902213  
Email: [stiftung@taz.de](mailto:stiftung@taz.de)

[taz.de/spenden](http://taz.de/spenden)

GLS-Bank Bochum  
BIC GENODEM1GLS  
06 0967 1103 7159 00





**Genossen-  
schaft &  
Panter-  
Stiftung**  
L. Wittig, M.  
Barmeyer,  
I. Scheda,  
L. Kuhrmann,  
G. Terés Arilla,  
M. Eisenmann,  
M. Kentel  
Nicht im Bild: J.  
Molin, H. Heyn,  
O. Schulz,  
K. Künzel

# Der weiße Adler

MAGA-Influencer Charlie Kirk wird von serbischen Rechten zum Märtyrer verklärt. Damit will man auch bei US-Präsident Trump punkten

Von **Krsto Lazarević**

**R**und fünf Meter hoch ist das Wandbild, das am 25. September an der Gazela-Brücke in Belgrad auftaucht. Es zeigt Charlie Kirk in einem weißen Trikot der „Illinois White Eagles“ mit serbischem Wappen, der Nummer Sieben und einem Basketball in der Hand. Daneben die Aufschrift: „Charlie Kirkovich 1993–2025 RIP.“

Erstellt wurde das Mural vom Centar za društvenu stabilnost (CZDS), auf Deutsch: Zentrum für gesellschaftliche Stabilität. Die Südosteuropaexpertin Aleksandra Tomanić ordnet ein: „CZDS ist eine regierungstreue Organisation. Sie steht öffentlich hinter der Politik des Präsidenten und ist ein weiteres Sprachrohr, getarnt als unabhängige NGO.“ Das CZDS postete ein Video von der Entstehung des Murals und schrieb: „Er verteidigte Familie, Glauben und Meinungsfreiheit.“

Auch der serbische Präsident Aleksandar Vučić äußerte sich als Gast in der Sendung „American Agenda“ beim rechten US-Sender Newsmax positiv über Charlie Kirk – ohne von dem Moderationsduo danach gefragt worden zu sein. Vučić behauptet, dass 99 Prozent der Serben Charlie Kirk vor seinem Tod nicht kannten, aber jetzt „100 Prozent der Serben alles über ihn wissen.“ Beim Schauen der Sendung wird schnell klar, warum es in den Lobgesängen auf den Rechtsaußen-Influencer Kirk eigentlich geht: Vučić schleimt sich bei Trump ein. Im selben Interview behauptet Vučić, überall in Serbien seien Wandbilder von Charlie Kirk aufgetaucht. Das Interview fand am 27. September statt – kurz nachdem das große Mural in Belgrad gemalt wurde.

In seinem Podcast, der Charlie Kirk Show, erzählt der evangelikale Rechtsaußen-Aktivist, dass er in Chicago unter vielen Serben aufgewachsen sei und bei den Illinois White Eagles gespielt habe, einem serbischen Jugend-Amateurteam. Der doppelköpfige weiße Adler zierte die serbische Nationalflagge – als „Weiße Adler“ sind jedoch auch rechtsextreme paramilitärische Verbände bekannt, verantwortlich für schwerste Kriegsverbrechen im Bosnienkrieg. Chicago beherbergt die größte serbische Diaspora außerhalb Europas.

Kirk erzählt, dass seine Mannschaft nicht nur „White Eagles“ hieß, sondern tatsächlich alle Spieler weiß waren und alle außer ihm Serben. Kirk betont so nachdrücklich, dass die Hautfarbe keine Rolle gespielt habe, wenn seine „rein weiße Mannschaft“ gegen rein Schwarze Mannschaften antrat, dass gerade dadurch der gegenteilige Eindruck entsteht. Im Podcast zeigt er sich den Serben ausgesprochen zugewandt: „Ich habe eine Schwäche für die Serben. Sie sind großartig“, sagt er – und prahlt damit, die schlimmsten serbischen Flüche zu kennen. Außerdem erzählt er, man habe ihn damals „Sheva Kirković“ genannt. Die Aufnahme stammt aus dem Frühjahr 2022.

## Mural wurde beschmiert

Die ganze Geschichte um Kirk und seine Zeit bei den Illinois White Eagles wurde zunächst von manchen für einen Fake gehalten, wohl auch, weil man online fast nichts über die Mannschaft finden konnte. Kurz nach seiner Ermordung wurde dann auf dem X-Profil „Serbs for Trump“ ein Foto von Charlie Kirk mit den Illinois White Eagles gepostet. Das Tiktok-Profil „hoop-crashout“ veröffentlichte ein Video, auf dem Charlie Kirk zu sehen sein soll, wie er Dreierwürfe verwandelt. Außerdem gibt es einen X-Account mit gerade einmal 37 Followern, der sich als offizieller Twitter-Account der Illinois White Eagles präsentiert und die höchste Aktivität von März 2010 bis August 2011 aufweist. In einem Post vom 16. Juni 2011 wird dort darauf hingewiesen, dass der 6,4 Fuß (1,95 m) große Charlie Kirk seine Werte in der Saison verbessert habe. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass der 1993 geborene Charlie Kirk als Teenager tatsächlich bei einer serbischen Diaspora-Jugendmannschaft namens „Illinois White Eagles“ gespielt hat.

Das Mural in Belgrad wurde kurz nach seiner Entstehung beschmiert. Kirks Gesicht und die Aufschrift „Illinois White Eagles“ wurden mit schwarzer Farbe überzogen. Auf dem Boden davor stand „Tod dem Faschismus“, daneben Parolen wie „Tod den Nato-Okkupatoren“, „Zionismus gleich Nazismus“ und „Meine Fotze, meine Entscheidung“. Ergänzt wurde das Ganze durch Antifa-Logo, Trans-Pride-Flagge, Hammer und Sichel,

Anarchie-A und das sogenannte Venussymbol.

Eine linke Aktivistin aus Belgrad schließt zwar nicht aus, dass Antifaschist\*innen das Mural beschmierten, sagt aber: „Ich glaube nicht, dass das unsere Leute waren.“

Das sieht aus, als hätten es die zerstört, die es gemalt haben.“ Das CZDS empört sich öffentlich über die Zerstörung ihres Murals und gibt „Antifa“ und „Anarchobolschewiken“ die Schuld. Zugleich verbreitet die Organisation die Lüge, Charlie Kirk sei von einem Linken getötet worden.

Ob das Mural von radikalen Linken zerstört wurde oder alles Teil einer regierungsnahen Inszenierung ist, bleibt offen – genutzt wird der Vorfall jedenfalls von der serbischen Rechten. Bemerkenswert am Timing: Das Wandbild wurde am selben Tag zerstört, an dem Ungarn „die Antifa“ zur Terrororganisation erklärte. Zuvor hatte Donald Trump den Mord an Charlie Kirk zum gleichen Zweck instrumentalisiert.

Auch im Nachbarland Bosnien-Herzegowina gab es eine Gedenkveranstaltung für Charlie Kirk vor dem Parlament der Republika Srpska in Banja Luka. Dessen Präsident, Milorad Dodik, postete ein Video der Feier auf Instagram und schrieb dazu: „Die Serben wahren die traditionellen und familiären Werte, für die er fest eintrat.“ Die Veranstaltung wirkt weniger wie große Anteilnahme, sondern eher

wie ein Versuch, sich bei Trump und der US-Rechten anzubiedern.

## „Orbánisierung“ Europas

Auch in Kroatien spielt Charlie Kirk posthum eine Rolle. In Dubrovnik fand am Wochenende eine Konferenz zu seinen Ehren unter dem Motto „Make Europe Great Again“ statt. Partner waren die Organisation Turning Point USA, die nach Charlie Kirks Tod von dessen Witwe Erika Kirk geleitet wird. Eingeladen hatten außerdem die rechtspopulistische kroatische Partei Domino, die Collegeorganisation der US-Republikaner sowie die antifeministische und queerfeindliche Abtreibungsgegner-Gruppe International Organisation for the Families.

Der kroatische Journalist der Wochenzeitung *Novosti*, Hrvoje Simićević, hat über das Treffen berichtet und fasst gegenüber der taz zusammen: „Die Konferenz fand dank des rechtsextremen kroatischen Europaabgeordneten Stephen Bartulica statt, welcher der Trump-Administration nahesteht. Sie arbeiten gemeinsam daran, die liberale Demokratie in Europa zu untergraben und den Kontinent zu „orbánisieren“.

Anzeige

FUTURE  
POWERED BY  
EXPERTS



# Wir wünschen viel Erfolg für euren neuen, digitalen Weg

Als stolzer Partner der TAZ sorgen wir bei unseren Kunden für mehr Erfolg in der Redaktion, dem Werbe- und Lesermarkt – digital mit „Online-First“-Fokus in allen Medien.

Gleich informieren



www.myContent.online



www.my-paradise.online

## Linksradikale unter sich

Beim Deutschen Verlagspreis wurden am Mittwochabend Kleinverlage geehrt – trotz einer rechten Verleumdungskampagne im Vorfeld ist die Stimmung gut



**Kulturredaktion**  
S. Jung, K. Bettina Müller, H. Dirks, N. Molitor, A. Sittenauer, J. Hubernagel, E. Eckert, D. Knippahls, U. Gutmair, B. Scheder und N. Apin (v. l. n. r.)  
Nicht zu sehen: T. C. Böhme, A. Fanizadeh, J. Weber, S. Zessnik

Von **Nina Apin**

Gedichte in Dosen – das wäre doch mal was! Scherzhaft streifte Kulturstatsminister Wolfram Weimer am Mittwochabend beim Festakt zur Verleihung des Deutschen Verlagspreises im Rahmen der Frankfurter Buchmesse die Geschichte seiner ersten Verlagsgründung. Ein klägliches Scheitern sei das gewesen, mit den Werken eines „Schmal-spur-Rilkes“ (er selbst), die selbst für nur fünf Mark pro Stück niemand lesen wollte. Zum Glück ging Weimer nicht ausführlicher darauf ein, wie aus ihm später doch noch der erfolgreiche *Cicero*-Verleger wurde – der Abend war auch so lang genug: 80 Verlage wurden beim Deutschen Verlagspreis ausgezeichnet, ein Marathon, der nur durch Effizienz zu bewältigen war: Name des Hauses verlesen, Logo einblenden, die Geehrten erheben sich kurz von den Stühlen, Applaus, und weiter.

Monika Grütters hatte den Preis 2019 eingeführt, als Strukturförderung für kleine, unabhängige Verlage mit weniger als 3 Millionen Euro Jahresumsatz. Die je 18.000 Euro Preisgeld für das dotierte Gütesiegel und je 50.000 Euro für drei Spitzenpreise sind eine wichtige Finanzspritze für diejenigen, die Weimer als das „Rückgrat unserer Buch- und Debattenkultur“ würdigte. Dass sich der Minister auf der Bühne ausdrücklich zu Vielfalt, Buntheit und weit geöffneten Debattenräumen bekannte, war in diesem Jahr nicht ganz unerheblich – hatten rechte Medien doch im Vorfeld eine Kampagne gegen einige der nominierten Verlage gestartet: Da werde Steuergeld für linksradikale und „verfassungsfeindliche“ Verlage ausgegeben, schäumte das rechte Hetzportal *Nius* und raunte, ob bald der Verfassungsschutz beim Minister „klingeln“ werde.

Konkret beanstandet wurde etwa der Reader „Gedenken abschaffen“ von 2013 aus dem Berliner Verbrecher Verlag, in dem das Gedenken an die Bombar-

dierung Dresdens 1945 kritisiert wurde (ein beteiligtes Autor:innenkollektiv wurde tatsächlich 2017 vom Sächsischen Verfassungsschutzbericht erwähnt); oder eine Antifabroschüre aus dem Münsteraner Unrast Verlag, die zu „Linksterrorismus“ aufrufe. Es wurde natürlich auch mit allerlei Unwahrheiten operiert (so war der Verbrecher Verlag selbst bislang gar nicht im Fokus des Verfassungsschutzes) und mit Schmutz geworfen; es wurden unerlaubt Privatfotos von Angehörigen verwendet und über das Äußere von Mitarbeiter:innen hergezogen. Die Verleger:innen nahmen die Anwürfe größtenteils mit Humor. Jörg Sundermeier vom Verbrecher Verlag stellte an seinem Stand demonstrativ das Grundgesetz aus – die spontane Solidaritätsgabe eines befreundeten Verlegers. Unrast-Verleger Martin Schüring berichtete, dass die Verkaufszahlen der alten Antifabroschüre sprunghaft angestiegen seien und verwies auf weitere potenzielle „Aufreger“ im Programm wie „Feministisch morden“. Annette Wassermann, Pressesprecherin des ebenfalls geschmähten Wagenbach-Verlags ließ gut gelaunt wissen, man sei „mindestens so linksradikal wie die taz“. Pink leuchtete hinter ihr aus den Regalen Michela Murgias Büchlein „Faschist werden. Eine Anleitung (Mit Faschistometer)“.

Auch die fünfköpfige Jury war im Vorfeld der Preisverleihung unter Beschuss geraten: Mit Buchhändler Linus Giehse ist ein trans Mann dabei, der für geschlechtliche Vielfalt eintritt; mit einer Foto von Katharina Holzmann vor einem „Deutschland muss sterben“-Schriftzug wollte die *Junge Freiheit* Stimmung gegen die Lektorin machen. Trotz aller Bemühungen, der Kulturkampagne nicht in Fahrt – im Gegenteil. Der Nachhaltigkeitspreis ging an den veganen Tierbuchverlag Calme Mara, mit Ehrenpreisen wurde Queer-Multisexuelles (Konkursbuchverlag), Kapitalismuskritisches (März Verlag) und Ungehorsames (Unrast Verlag) prämiert.

### berichtigung

Florenz und Barock? Florenz steht doch für die Renaissance – die Medici, Donatello, Michelangelo –, weshalb dort die Fassaden der Kirchen und Palazzi mehr nach antiken Säulen geordnet, denn mit Verve gefaltet und verkröpft

sind. Warum also gilt die Stadt Lecce der „barocken Architektur“ wegen als Florenz des Südens wie gestern zu lesen war? Barock und Renaissance verbi- nämlich etwas: die Schönheit. Adieu, Berichtigung!

**E2A gratuliert der taz zum Aufbruch in ein neues Kapitel unabhängigen Journalismus.**

**E2A**  
Piet Eckert und Wim Eckert  
Architekten ETH BSA BDA SIA AG  
Buckhäuserstrasse 34  
8048 Zürich  
info@e2a.ch

**E2A Berlin**  
Emser Straße 40-41  
10719 Berlin  
berlin@e2a.ch

Foto: Yasu Kojima



**Sportredaktion und tazLab**  
Johannes Kopp, Andreas Rüttenauer, Jan Feddersen (v. r. n. l.)  
Nicht im Bild: Alina Schwermer, Martin Krauss

# ja,

sicherlich! Und nein, Sie haben nichts verpasst. Eine Fußballweltmeisterschaft kann nach den derzeitigen Statuten der Fifa keinem Land entzogen werden, das extrem ins Autoritäre oder gar Totalitäre kippt. Eine Änderung ist auch nicht in Sicht. Im Gegenteil, die letzten WM-Bewerbungsphasen zeigen, es wirkt sich eher begünstigend aus, wenn solvente Kandidaten ihren Willen der Bevölkerung aufzwingen und Menschenrechte mit Füßen treten können. Zum Spielball der Despoten wird dieses aufgepumpte Sportevent immer mehr, weil keine Wächter erkannt haben, wie viel Geld diese für das prächtige Propagandatool übrig haben.

Wäre es aber nicht dringend geboten, Grenzen zu ziehen, um diese Entwicklung einzuhegen? Unbedingt! Die Fifa muss ihre Statuten dahingehend ändern und den USA und ihrem Präsidenten Donald Trump die WM entziehen. Die Grenzen sind bei Weitem überschritten. Während Gastgeber Katar noch Menschenrechtskritik zum Anlass nahm, um für den guten WM-Schein Gesetze minimal zu liberalisieren, nutzt Trump dieser Tage die WM willfährig als Instrument, um diejenigen einzuschüchtern, die sich seiner menschenrechtsverachtenden Politik in den Weg stellen. Boston und anderen WM-Ausrichterstädten drohte er mit Entzug des Turniers, sollten diese seinen Nationalgardisten nicht freie Hand lassen.

Ein Anruf bei seinem Freund Gianni Infantino würde genü-

gen, warnte er. Dessen kann er sich gewiss sein, weil ihm der Fifa-Chef schon seit seinem Amtsantritt untertänigst und voller Dankbarkeit hinterherdackelt – sogar bis zum Gaza-Gipfel nach Ägypten diese Woche. Deshalb kann der Schwanz nun mit dem Hund wedeln. Die Fifa hat sich unter der Führung von Infantino selbst entmachtet.

Menschenrechtsvereinbarungen vor Turnieren sind eh nur noch lächerliche Staffage. Es ist aber auch nicht mehr mit WM-Boykottaufrufen aus der Schmollecke getan, in der es sich alle gemütlich machen können. Es braucht einen Aufstand derjenigen, die den Fußball nicht autoritären Mächten überlassen wollen. So prekär war die Lage schon lange nicht mehr. Es bedarf mindestens einer Debatte über den WM-Entzug. *Johannes Kopp*

## Soll die Fußball-WM den USA entzogen werden?

US-Präsident Trump droht politisch missliebigen Gastgeberstädten dreist mit WM-Entzug. Das wirft die Frage auf, ob das Turnier überhaupt in den USA stattfinden sollte

# nein,

o nicht, aber. Die Fußball-WM der Männer 2026 findet in Nordamerika statt. Zwei Stadien stehen in Kanada, drei Stadien in Mexiko und ein Stadion in den USA. So ist die Macht im Augenblick leider verteilt.

US-Präsident Donald Trump droht nun damit, die WM-Städten, die sich seiner autoritären Politik nicht beugen wollen, die WM-Austragung abzuziehen. Dies ist ein Verstoß gegen die Fifa-Regeln, aber Trump mag mich darüber nicht aufregen. Der Weltfußballverband pflegt nämlich mit seinen Ausrich-

terverträgen Unverschämtheiten durchzusetzen: Steuerfreiheit für seinen Verein, exklusive Rechte für die Fifa-Sponsoren, Einschränkung von Versammlungsfreiheit, Aneignung öffentlicher Infrastruktur. Damit kommt die Fifa überall durch, weil sie die Welt mit ihrer wertvollen Ware „FIFA World Cup“ beglücken möchte und weil sie Monopolist ist.

Dass Donald Trump nun gegen demokratisch regierte Städte vorgeht, ist ein Skandal. Aber ein Widerstand dagegen, der sich argumentativ nur auf die Regeln der Fifa stützt, taugt nichts. Eine solche Art von Protest lebt vielmehr von der zwar theoretisch beerdigten, aber im Diskurs quicklebendigen Lüge vom Sport, der anders und besser sei als die böse Politik und ansonsten nicht viel mit ihr zu tun hat.

Die Fifa ist jedoch ein weltpolitischer Akteur, und zwar ein – ge-

linde gesagt – sehr unsympathischer. Bei der 2026er-WM kann sie ihre Macht besonders gut ausspielen, weil sie eine Kumpanei mit dem Weißen Haus eingeht – wie auch Donald Trump seine Macht vergrößern will, indem er sich bei der Fifa anwanzt.

Neu ist so etwas nicht. Die Fußball-WM der Männer fand 1934 im faschistischen Italien statt, 1978 in der Militärdiktatur Argentiniens, wir hatten sie 2018 in Russland und 2022 in Katar. Nur der Takt dieser Arschlochkumpanei wird kürzer (bis zur WM in Saudi-Arabien sind es nur noch 9 Jahre). Jede dieser WMs war für sich ein Skandal, aber immer hätten wir lernen können, dass unser politischer Protest sich nie auf die Fifa und ihre, haha, „Werte“ stützen sollte. (Und auf das Internationale Olympische Komitee übrigens auch nicht. Aber das ist eine ganz gleiche Geschichte.)

*Martin Krauss*

### Letzte Frauen

## Die Heldin der Langsamkeit

ine Minute und drei Sekunden reichen, um Paula Barila Bolopa berühmt zu machen. Medien belagern die Schwimmerin am Beckenrand, ein Radiosender ist live über Handy zugeschaltet, 17.000 Fans feiern sie frenetisch. Dabei hat sie gerade einen Negativrekord aufgestellt: Paula Barila Bolopa, die erste Frau, die für Äquatorialguinea im olympischen Schwimmen startet, ist bei den Spielen im Jahr 2000 über 50 Meter Freistil mit 1:03,97 die langsamste Zeit in der olympischen Geschichte geschwommen. Und viele Leute sind genau deswegen da.

Wenige Tage zuvor war schließlich ihr Landsmann Éric Moussambani, ebenfalls Schwimmanfänger, als „Eric the Eel“ zur olympischen Kultfigur geworden. Das Publikum hat Geschmack am Narrativ gefunden. So werden Paula Barila Bolopas Bauchklatscher vom Startblock und ihr quälend langsames Strampeln über 50 Meter gefeiert wie eine Medaille. „Es war weiter, als ich dachte. Ich bin sehr müde“, sagt die Frau, die noch nie 50 Meter am Stück geschwommen ist, nachher erschöpft. Die Medien taufen sie hämisch „Paula the Crawler“, die Kriecherin.

Es gibt im Sport seit jeher eine Faszination für die abgeschlagenen Letzten. Jene unzulänglichen, wackernen Figuren, die sich durchbeißen und in denen das Publikum sich selbst sieht. Plötzlich wächst echte internationale Solidarität. Zugleich hat es auch etwas Paternalistisches, wenn aussichtslose Letzte – oft Menschen aus prekären Staaten – als Kultfiguren vereinnahmt werden. Eine Studie in der brasilianischen *Revista Brasileira de Ciências do Esporte* kommt zu dem Schluss, dass Medien bei Barila Bolopa und Moussambani immer wieder rassistische Stereotype bemühten oder rassifizierte Falschmeldungen verbreiteten. So hieß es, Barila Bolopa habe daheim mit Krokodilen schwimmen müssen.

Die fröhlichen Verlierer:innen werden eben auch geliebt, weil sie Hierarchien nicht antasten. Wenn Schwarze Rekorde purzeln lassen,

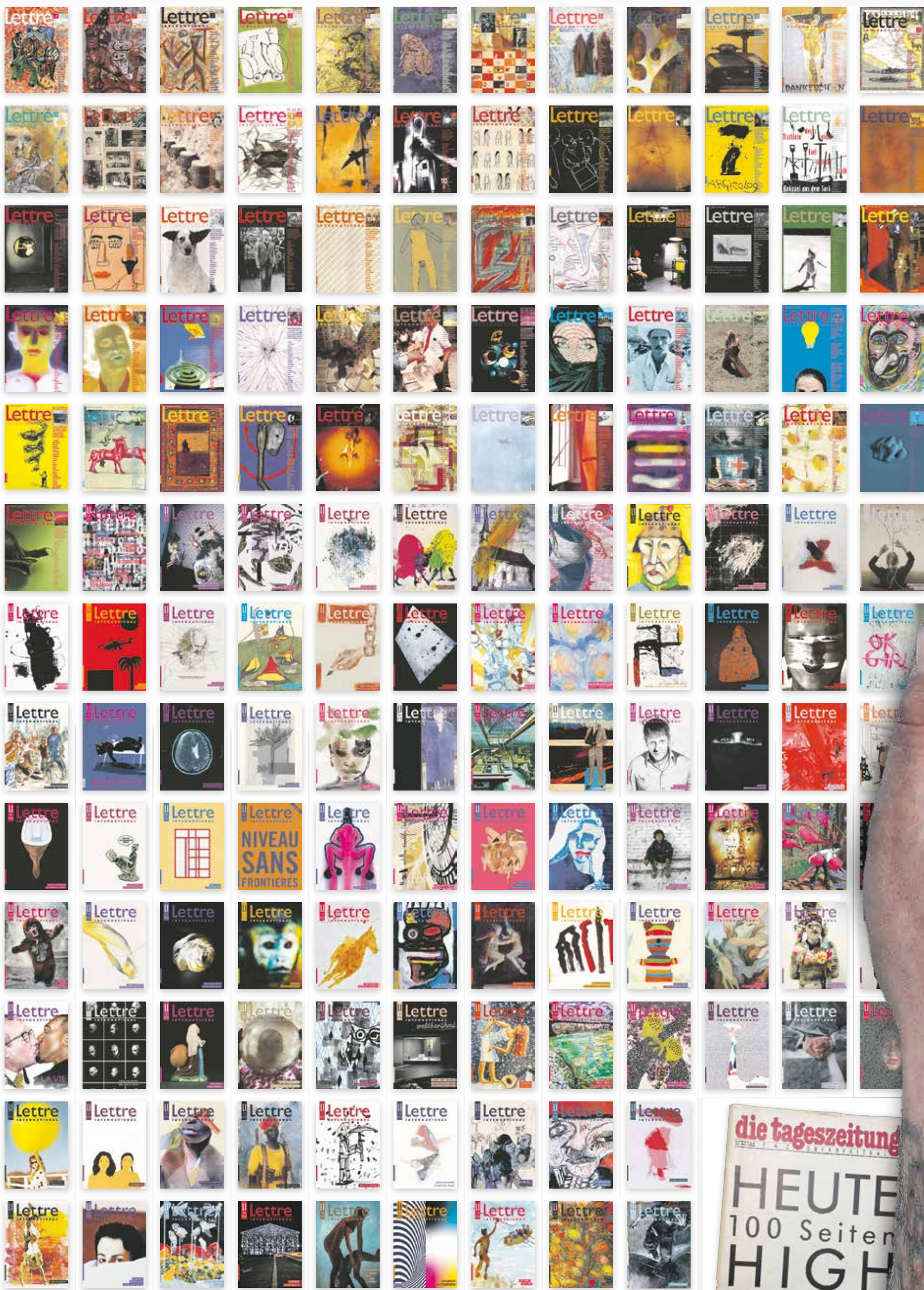
etwa in Laufwettbewerben, steht das schnell unter Verdacht. Auch Erfolge aus geopolitisch verfeindeten Staaten wie Russland, China oder Iran gelten nicht als Heldenmärchen. Den Rest der Welt feiert man am liebsten als tapfere Zwerge. Dabei übt Paula Barila Bolopa durchaus ernsthafte Olympiakritik. Die erst 18-Jährige, die eigentlich Buchhalterin lernt, Fußball spielt und nur wenige Wochen vor dem Turnier mit dem Schwimmtraining begann, muss mangels Schwimmbädern in einem Hotelpool oder im Meer üben. Sie besitzt nicht einmal einen hochwertigen Badeanzug. „Ich weiß, dass ich niemals gewinnen werde, weil ich nicht dieselben Voraussetzungen habe“, sagt sie nüchtern. „Athletinnen wie ich sind schon im Nachteil, bevor das Event losgeht.“

Die Zeit in Sydney kann die mittellose Paula Barila Bolopa nur dank Finanzhilfe des IOC verbringen. Für wenige Tage ist sie so etwas wie ein Social-Media-Hit des Prä-Social-Media-Zeitalters – und dann schnell vergessen. Denn für Frauen wie sie gilt noch etwas: Langfristige Kulthelden, das werden fast nur männliche Verlierer. Wie der britische Skispringer Michael Edwards alias „Eddie the Eagle“ oder das jamaikanische Bob-Team, beide Protagonisten populärer Verfilmungen. Oder eben Éric Moussambani alias „Eric the Eel“. Der hat aus seinem Auftritt im Jahr 2000 eine erfolgreiche Medienkarriere aufgebaut und ist heute Nationaltrainer von Äquatorialguinea. Die zweite Pionierin Paula Barila Bolopa kommt in der Geschichte oft gar nicht mehr vor. Selbst bei den Letzten sind die Männer Erste.

Was aus Barila Bolopa wurde? World Aquatics listet keine weiteren Wettkämpfe, auch das Internet und Social Media schweigen. Und schwimmende Frauen hat der Verband derzeit gar keine. Paula Barila Bolopa ist nach ihrer Minute Ruhm wieder von der Weltbühne verschwunden. Wer weiß, ob sie das betrauert oder ganz froh drum ist. *Alina Schwermer*

Anzeige





taz, weißt du noch? **Lettre Internationale.**

Seit 26. Mai 1988 **150 Hefte HighText.**

- Weiter gehts. Gedruckt. Nicht nur sonntags.



**lettre**

**Berlin**  
Thomas Mauch,  
Clara Dünkler,  
Hanno Flecken-  
stein, Susanne  
Mermania,  
Gabrielle Meton,  
Andreas  
Hergeth, Lilly  
Schröder,  
Claudius Proßer  
(v.l.n.r.)  
Nicht im Bild:  
M. Frank,  
R. Rutz, E. Peter,  
U. Schleierma-  
cher, S. Alberti,  
U. Rada, P. Plarre,  
J. Wahmkow,  
T. Kühn



# Bekennerbriefe und ein Starschnitt

Rückblick in Episoden auf eine Zeit, als in der taz noch das Papier regierte und wochentags eine gedruckte Zeitung produziert wurde

In der Anfangszeit, als die taz noch beim *Spandauer Volksblatt* gedruckt wurde, habe ich die Filme zur Druckerei gefahren. Das war immer knapp, stets hatte man das Gefühl, zu spät zu kommen, weil die Texte nicht rechtzeitig fertig geworden waren. Schuld war immer die Berlin-Redaktion, aber die hatten auch am spätesten Redaktionsschluss. Einmal wurde ich geblitzt, mit 65 km/h. Die Buchhaltung der taz hat sich zuerst geweigert, die 30 Mark Bußgeld zu übernehmen.  
**Micha Weber, Empfang**

Wir haben nicht nur Texte, sondern auch Anzeigen gesetzt. Auch Wahlwerbung für die SPD. Unter einer sollte „Ihr Regierender Bürgermeister“ stehen. Ich habe daraus „Ihr Regierender Bademeister“ gemacht. Die hat die SPD nicht bezahlt.  
**Doris Benjack, Sätzerin der ersten Stunde**

In den 1980ern haben wir auf der Anzeigenseite auch Bekennerbriefe gedruckt. Das waren bezahlte getippte Anzeigen, zum Teil richtig schön, mit einem Rahmen. Die Auftraggeber kamen aus der linksradikalen Szene. Das war die einzige Möglichkeit, Anschläge publik zu machen. Die Polizei hat sich für diese Kunden immer sehr interessiert. Aber ihre Daten waren nie in den Ordnern, in denen wir meinten sie abgelegt zu haben. Ein Stück Papier kann leicht verloren gehen. Und wenn es weg ist, ist es weg.  
**Anonymous**

Mai 1989 – erster Tag nach dem Umzug von der Watt- in die Kochstraße. Im Rechnerraum regnet es, der Wärmetauscher hat plötzlich Kondenswasser gebildet. Wir müssen die Server abschalten. Und nun? Die EDV ist dafür, eine handgeschriebene Notausgabe in die Druckereien zu faxen. Die Redaktion besteht darauf, dass die Notausgabe auf Schreibmaschine getippt wird. Wie eine Schülerzeitung sah die taz aus!  
**Ralf Klever, EDV**

Mit einer Schreibmaschine im Gepäck bin ich 1990 nach Holland zur Tagung der Internationalen Walgkommission gefahren. Erst durfte ich für die taz mal raus. Im winzigen Zimmer in Nordsee, bei nachts in die Tasten geschriebene Bögen mit der

Schere bearbeitet, Passagen verworfen, neue anderswo angeklebt. Wie ein Flickenteppich sah der Text aus, der pünktlich (!) per Fax die Sätzer erreichte. „Gnadenfrist für Moby Dick“, titelte die Redaktion und räumte eine ganze Seite ein.  
**Plutonia Plarre, Berlin-Redaktion**

Ende der 1990er Jahre wurde der Agenturticker abgeschaltet. Da war es vorbei mit dem Auseinanderreißen der Papierrollen, der Arbeit, der ich mich, zusammen mit anderen studentischen Kräften, in den ersten Jahren meines taz-Daseins widmete. Die Nachrichten musste man dann an die Ressorts verteilen, die daraus Material für ihre Texte gewinnen konnten. Einige Redaktionsmitglieder hatten indes keine Hemmungen, die von mir gesammelten Papierstöbe vor meinen Augen umgehend in den Mülleimer zu werfen. Zum Glück bin ich kurz vor Schließung dieser Abteilung in eine andere gewandert.  
**Matthias Fink, Korrektur**

Die gedruckten tazzen wurden nach Tagen und Jahrgängen sortiert aufbewahrt. Er sei noch nie im Archivkeller gewesen, sagte ein Kollege zu mir. Schließlich sei er Redakteur und keine Kellerassel.  
**Brigitte Marquardt, Archiv**

Herbst 1998. Die taz wird das erste Mal in komplett in Farbe gedruckt. Wir stehen im Belichterraum und warten darauf, dass die für die Druckerei bestimmten Filmvorlagen aus dem Belichter kommen. Für den Farbdruck braucht es vier Filme pro Seite: Cyan, Magenta, Yellow, Black. „Die sind ja schwarz-weiß“, ruft der Chefredakteur enttäuscht. Er hatte gedacht, dass die Filme schon farbig aus dem Gerät kommen.  
**Jörg Kohn, Layout**

Im Frühjahr 2001 war Klaus-Rüdiger Landowsky der personifizierte Filz der CDU. Der Fraktionschef im Abgeordnetenhaus war angeschlossen, weil er Parteispenden in bar angenommen hatte und als Chef der landeseigenen BerlinHyp den Spendern windige Kredite zukommen ließ. Tagelang hatte die taz Berlin groß berichtet. Unser CDU-Experte prognostizierte, dass „Lando“ spätestens beim Parteitag einen Monat später abtreten müsse. Auf der Konferenz dann die Idee, unseren Lieb-

lingsfeind, wie die *Bravo*, mit einem Starschnitt zu ehren. Es blieben 31 Tage mit 21 Ausgaben, in denen wir täglich ein Stück Lando zum Ausschneiden druckten. Mal die Nase, mal der Kragen, mal die tickende Uhr. „In 31 Tagen ist er fertig“, stand über Teil eins. Lando trat zurück, genau an dem Tag, als der Starschnitt komplett war. Er war halt fertig.  
**Gereon Asmuth, taz-Regie**

Ein Sommertag in der Rudi-Dutschke-Straße: Alarm aus der Kulturredaktion: Die halbe Etage ohne Strom, Rechner, Bildschirme, alles aus! In Arbeit befindliche Rezensionen, eloquent formulierte Abhandlungen über internationale Events, profunde Analysen der Offtheaterszene – für immer verloren! Die EDV steht vor einem Rätsel, denn die Schuldigen haben sich vom Tatort entfernt. Aber die Indizien sind unübersehbar: Der Hund der Kulturredakteurin hat in die Steckdosenleiste gepinkelt und einen kulturellen Blackout verursacht.  
**Gerd Ott, EDV**

2014, bei meiner ersten Schicht als Chef vom Dienst in der Berlin-Redaktion, begrüßte mich der Layouter mit den Worten, er habe mehr als 50 Chefs vom Dienst kommen und gehen sehen. Die meisten machten das ein, zwei Jahre, dann seien sie ausgebrannt. Einige hätten Herzinfarkte gehabt, zwei seien sogar schon gestorben. Ich bin jetzt im 12. Jahr. Und der Layouter, von Anbeginn und zunächst als Sätzer bei der taz, ist mittlerweile 70. Nach der Seitenwende wechselt er in die Korrektur. Der kargen Rente wegen.  
**Andreas Hergeth, Berlin-Redaktion**

Erster Tag Praktikum in der taz, 2023: Ratlos sitzt die Gen Z vor dem schwarzen Bildschirm und sucht vergeblich die Einschaltknöpfe am mittelalterlichen Desktop-PC. ChatGPT wird zur Hilfe gerufen, und siehe da: Das Gerät funktioniert tatsächlich noch. Bei der Konferenz blättern die Kolleg\*innen in der gedruckten taz, nachmittags druckt der Kollege den Praktikantinnen-Text aus, um ihn handschriftlich zu redigieren. Hier wird aus Prinzip gedruckt: Anträge für Presseausweise, Interviewfragen, Klausurprotokolle. 2000 and late (Steinzeit), meinen die Praktikant\*innen – gute alte Tradition, meinen taz-Gesteine.  
**Lilly Schröder, Berlin-Redaktion**

Anzeigen

# Theater

## vorschau

|      |                              |               |                                                                                                                                                                                                                                       |
|------|------------------------------|---------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
|      | <b>Ballhaus Naunynstraße</b> | ☎ 75 45 37 25 |                                                                                                                                                                                                                                       |
| Fr., | 17. 10.                      | 20:00         | Your Baggage Unattended Theater (Dt. mit engl. ÜT)                                                                                                                                                                                    |
| Sa., | 18. 10.                      | 20:00         | Your Baggage Unattended Theater (Dt. mit engl. ÜT)                                                                                                                                                                                    |
| So., | 19. 10.                      | 19:00         | Your Baggage Unattended Theater (Dt. mit engl. ÜT)                                                                                                                                                                                    |
| Mo., | 20. 10.                      | 20:00         | Your Baggage Unattended Theater (Dt. mit engl. ÜT)                                                                                                                                                                                    |
| Mi., | 22. 10.                      | 20:00         | Festival Black Berlin Black – Festivity: Festivity for Every Body Panel II der Diskussionsreihe Widerständiges Feiern, kuratiert von Fabienne Mahwane (in dt. Lautsprache mit Verdolmetschung in dt. Laut- und Gebärdensprache (DGS)) |
| Do., | 23. 10.                      | 20:00         | Festival Black Berlin Black – Festivity: Yéné, Konzert von Senny Camara                                                                                                                                                               |

Der gesamte Spielplan auf: [www.ballhausnaunynstrasse.de](http://www.ballhausnaunynstrasse.de)

|                                                                                         |                           |             |                         |
|-----------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------|-------------|-------------------------|
|                                                                                         | <b>Berliner Compagnie</b> | ☎ 42 34 314 |                         |
| <a href="https://berliner-compagnie.ticket.io">https://berliner-compagnie.ticket.io</a> |                           |             |                         |
| Fr.,                                                                                    | 17. 10.                   | 19:30       | DIE GEORGISCHE GELIEBTE |
| Sa.,                                                                                    | 18. 10.                   | 19:30       | DIE GEORGISCHE GELIEBTE |
| So.,                                                                                    | 19. 10.                   | 18:00       | DIE GEORGISCHE GELIEBTE |

Der gesamte Spielplan auf: [www.berlinercompagnie.de](http://www.berlinercompagnie.de)

|      |                      |               |                                  |
|------|----------------------|---------------|----------------------------------|
|      | <b>GRIPS Theater</b> | ☎ 39 74 74 77 |                                  |
| Sa., | 18. 10.              | 18:00         | Princess, 11+ (GRIPS Hansaplatz) |
| Mi., | 22. 10.              | 19:00         | Linie 1, 16+ (GRIPS Hansaplatz)  |
| Do., | 23. 10.              | 19:00         | Linie 1, 16+ (GRIPS Hansaplatz)  |

Der gesamte Spielplan auf: [www.grips-theater.de](http://www.grips-theater.de)

|      |                         |             |                 |
|------|-------------------------|-------------|-----------------|
|      | <b>Schaubude Berlin</b> | ☎ 42 34 314 |                 |
| Sa., | 25. 10.                 | 19:00       | PUPPEN & STIFTE |

Der gesamte Spielplan auf: [www.schaubude.berlin](http://www.schaubude.berlin)

|      |                  |            |                                                                     |
|------|------------------|------------|---------------------------------------------------------------------|
|      | <b>ufaFabrik</b> | ☎ 75 50 30 |                                                                     |
| Fr., | 17. 10.          | 20:00      | Luksan Wunder – Dr. Edeljoghurts                                    |
| Mi., | 22. 10.          | 20:00      | Multimediamanoptikum 2, Berlin-Premiere                             |
| Do., | 23. 10.          | 20:00      | PIERO – Halt die Fresse Rapunzel!                                   |
| Do., | 23. 10.          | 20:00      | Magic Monday Leipzig – Die Kultshow am Donnerstag zu Gast in Berlin |

Der gesamte Spielplan auf: [www.ufafabrik.de](http://www.ufafabrik.de)

Anzeigenbuchung unter:  
Fon: 0 30 - 259 02 314 | [anzeigen@taz.de](mailto:anzeigen@taz.de)

DAS MAULHELDEN BÜRO PRÄSENTIERT

22.

Begleitet von DIE GABYS

# POLITISCHER ASCHERMITTWOCH

Mathias Richling • René Sydow • Abdul Chahin • Anna Mateur • Frank Lüdecke • Arnulf Rating

**Mi 18.2.2026**  
20:00 Uhr, Konzertsaal der Udk

**TICKETS** [ticketmaster.de](http://ticketmaster.de)  
030 / 40 818 824 (Ordnung)  
[aschermittwoch-berlin.de](http://aschermittwoch-berlin.de)

der Freitag | rbb 24 | ticketmaster | taz | schräg

Birte Müller  
Schwer mehrfach  
normal

## Smartphone-Verbot in der Schule – finde ich super

An alle, die fürchten, die Welt drehe sich nicht weiter, wenn man selber – oder das Kind – mehrere Stunden am Stück kein Smartphone in der Hand hat: An der Stadteilschule unserer Tochter wurde nach den Ferien eine Null-Handy-Regelung eingeführt und alle haben es bis jetzt überlebt.

Die Kinder und Jugendlichen inklusive Jahrgang 10 dürfen auf dem Schulgelände keine „smarten“ Geräte mehr nutzen und/oder sichtbar tragen (ausgenommen die Oberstufe innerhalb ihres eigenen Gebäudes). Ansonsten müssen Mobiltelefone abgeschaltet in den Schultaschen bleiben oder sollen – revolutionäre Idee – gar nicht erst mit in die Schule gebracht werden.

Hätte ich den Nerv, mich für irgendetwas zusätzlich zu engagieren, dann wäre es – neben einer Initiative für humorvolles gendern – DAS gewesen!

Ich liebe unsere Schule dafür, dass sie den Schritt gegangen ist. Genauso wie ich es feiere, dass einige Lehrkräfte das lustige Gender-i benutzen und die Kinder in Anschreiben mit „Liebe Schülis“ ansprechen. Das erspart Zeit, Druckertinte und so unangenehme Worte wie Schüler\*innensprecher\*innen.

Abscheinend wird das Handyverbot sogar durchgesetzt. Die eingesammelten Gurken können jeweils erst ab 16 Uhr abgeholt werden. Beim dritten Verstoß müssen die Eltern persönlich antanzen. Hoffentlich kaufen diese ihren Kindern keine Zweit- und Drittphones für diesen Zweck.

Die Lehrs von Olivia (16) sind auf der großartigen, handyfreien Klassenreise beim Einsammeln der Geräte jedenfalls nicht so blöd gewesen, auf die musealen iPhones der ersten Generation reinzufallen, die einige extra zum Abgeben dabei hatten. Die Rückmeldungen von Schulseite beim Eltern\*innenabend zur neuen Handyregelung waren allesamt positiv: Deutlich weniger Zombies, mehr analoges Spielen (Ball) – und es soll sogar zu direkten Gesprächen und Blickkontakt gekommen sein.

Ich wüsste allerdings gerne, ob die Handyregelung auch für die Lehrpersonen gilt. Auf die Gefahr hin, böse Briefe zu bekommen – Lehrer, die sich kritisiert fühlen, schreiben nämlich fast genauso gerne empörte Briefe wie Hundemenschen, nur in länger –, möchte ich anmerken, dass so manche Lehrperson selber über mangelhafte Medienkompetenz verfügt und kein besseres Vorbild in Sachen Smartphonennutzung abgibt als die meisten Eltern.

Olivia hat schon in der Grundschule oft auf die Frage „Was hat denn Eure Lehrerin dazu gesagt?“ geantwortet, diese sei mit ihrem Handy beschäftigt gewesen. Tatsächlich ist es auch für mich als Autorin bei Lesungen in Schulen oder auf Festivals keine Seltenheit, dass Lehrkräfte oder Eltern neben den Kindern sitzen und auf ihren Handtelefonen herumaddeln. Das regt mich auf!

Genau wie es mich aufgeregt hat, als in Klasse 5 die Lehrerin unserer Tochter die Einrichtung eines WhatsApp-Klassenchats befürwortete, mit dem sich die Kinder über Hausaufgaben austauschen sollten. Man stellte Zehnjährigen ein unmoderiertes Mobbingforum zur Verfügung bei einem Dienst, dessen allgemeine Geschäftsbedingungen damals ein Mindestalter von 16 Jahren vorsahen. Argh!

Warum geht man davon aus, dass es zum Heranwachsen heute dazugehört, ein Smartphone zu bekommen, als sei es ein unverzichtbarer, neuer Körperteil? Wenn es darum geht, dass die Kinder im Notfall mal telefonieren können, würde doch ein alter Nokia-Knochen völlig ausreichen. Das wäre allemal sicherer, als auf dem Schulweg beim Überqueren der Straße oder auf dem Fahrrad auf ein digitales Endgerät zu starren. Weil mich die Handypest zu sehr aufregt, hier zum Schluss lieber noch etwas vom gerechten Gender-i: Umlautungen wie „Arzt/Ärztin“ behalten die Grundform der femininen Variante, also einfach „Ärztin“ oder beispielsweise „Bischöfin“. Schön, oder?



### Nord

Gernot Knödler, Ilka Kreutzträger, Jan Kahlcke, Amira Klute, Finn Sünkler (v. l. n. r.)  
Nicht im Bild: A. Diehl, E. Geißlinger, N. Conti, A. Zuschlag, D. Wiese, F. Gräff, K. Kutter, K. Schipkowski, K. Irler, P. Schellen, R. Matthies, E. Bruhn, J.-P. Koopmann, L. Drügemöller, B. Schirrmeister, I. Jurkeit, Y. Putzier, K., I. Krämer, J. Werremeyer, M. Sühr, S. Brückmann

# „Marx würde wählen“

Hamburgs Verwaltungsgericht hat nach einer Klage der Marxistischen Abendschule festgestellt, dass Marx' Theorie antidemokratisch sei. Stimmt nicht, sagt der Gesellschaftswissenschaftler Alex Demirović

Interview **Amira Klute**

**taz: Alex Demirović, würde Karl Marx heute wählen?**

**Alex Demirović:** Ja, ich denke schon. Allerdings hatte Marx keine Staatsangehörigkeit, die wurde ihm aberkannt, deswegen konnte er an Wahlen gar nicht teilnehmen.

**taz: Hätte er keine Skrupel, mit seiner Stimme Zustimmung zum kapitalistischen System zu signalisieren?**

**Demirović:** Vielleicht hätte er Sorge, dass linke Parteien im politischen Alltag das Ziel einer sozialistischen Transformation aus den Augen verlieren. Aber er würde sie durchaus wählen, da es ihm darum ging, die Bildung eines Veränderungswillens zu unterstützen, der auf die Freiheit der Individuen und die Veränderung der Eigentumsverhältnisse zielt.

**taz: Im August 2025 hat das Hamburger Verwaltungsgericht in einem Urteil über die Marxistische Abendschule geschrieben, Marx' Theorie sei antidemokratisch und Marx-Lesen nicht mit der „freiheitlich demokratischen Grundordnung“ vereinbar.**

**Demirović:** Ich finde diesen Rückfall des Gerichts in die 1970er Jahre, die Jahre der Berufsverbote, befremdlich. Erstmal ist es ein ziemlicher Holzhammer gegen einen Bildungsverein. Dann berührt es die Frage: Wie demokratisch ist Marx und die Tradition, die an ihn anschließt?

**taz: Und zwar?**

**Demirović:** Im Urteil wird vieles außer Acht gelassen, etwa dass es ganz unterschiedliche Bezugnahmen auf Marx gibt. Zum Beispiel untersuchte der Verfassungsrechtler Wolfgang Abendroth

im Nachkriegsdeutschland die bundesdeutsche Verfassung in Anknüpfung an Marx, ohne sie zu verwerfen.

**taz: Abendroth hat sich in den 1950ern mit der Frage beschäftigt, ob ihre Verfassung die Bundesrepublik auf die kapitalistische Wirtschaftsordnung festlegt.**

**Demirović:** Abendroth zufolge hat das deutsche Bürgertum mit dem Nationalsozialismus die Demokratie durch die Diktatur ersetzt. Deswegen verstand er die Verfassung der BRD als Klassenkompromiss, der nach dem Scheitern der Weimarer Republik eine erneute Aushöhlung verhindern kann. Demnach bildet die Verfassung nur die Grundlage für eine weitere Demokratieentwicklung.

**Und was wurde draus?**

Heute wird sie von antidemokratischen Kräften bedroht. Das sehen wir etwa in den USA. Und die kapitalistische Wirklichkeit untergräbt immer wieder die Demokratie. Da spielt auch eine Frage der Definition eine Rolle: Meint Demokratie demokratisch im Sinne von Verfahren des Parlaments? Oder kann man Demokratie auf andere gesellschaftliche Bereiche ausdehnen, etwa demokratische Mitentscheidung bei Investitionen, Konsum, Produktion? Man kann mit Marx durchaus die Frage stellen: Entspricht die bundesdeutsche Verfassung ihrem eigenen Anspruch, demokratisch zu sein?

**taz: Und?**

**Demirović:** Wir leben unter den Bedingungen, unter denen die Gewinninteressen der Unternehmen und Investoren maßgeblich sind für die Entscheidungen unserer Gesellschaft. Das weiß jede\*r – es wird ja von den

Regierenden jeden Tag gesagt: Erst muss die Wirtschaft laufen, dann darf auch an die Rentner\*innen, die Kranken, an die Armen, die Ökologie gedacht werden. Im Sinne von Marx kann man sagen: Was wir hier haben, ist eine Diktatur der Minderheit, die unsere Gegenwart und Zukunft festlegt.

**taz: Das Hamburger Gericht begründet sein Urteil vor allem mit Zitaten aus dem Kommunistischen Manifest (1848) von Marx und Engels und dem Begriff „Diktatur des Proletariats“. Das klingt nicht gerade demokratisch, oder?**

betreffen: die Organisation der Arbeit, die Verfügung über das Produktionsergebnis, die Gestalt des Produkts, und so weiter. Auf heute bezogen hieße das zum Beispiel, dass nicht nur Manager entscheiden, was in welchem Umfang, in welcher Qualität produziert wird.

**taz: Im Kommunistischen Manifest ist auch von „despotischen Eingriffen in das Eigentumsrecht“ die Rede.**

**Demirović:** Historisch ist das Bürgertum reich geworden durch despotische Enteignung von Bauern, durch Kolonialisierung, durch Enteignung fremden Arbeitsvermögens. Wir haben heute despotische Eingriffe im Namen des Allgemeinwohls. In Lützerath zum Beispiel. Da werden ganze Dörfer verlagert, um Braunkohle freizumachen. Das sind keine bloß rechtlichen, sondern auch politische Vorgänge – darüber kann demokratisch verhandelt werden.

**taz: Wer Marx' Analyse der kapitalistischen Gesellschaft zustimmt, will diese aber doch wirklich verändern. Ist das Hamburger Urteil also einfach nur ehrlich?**

**Demirović:** Durchaus. Das Gericht sagt offen, dass es die Klassen nicht abschaffen will, es bestätigt, dass die liberale Verfassung der Bundesrepublik die einer Klassengesellschaft ist. Insofern ist es eine ehrliche, liberal-konservative Urteilsbegründung. Indirekt stellt es damit das Demokratiegebot und den Bildungsauftrag des Grundgesetzes infrage.

**Alex Demirović**

73, ist Vertreter der Kritischen Theorie und Host des Theorie-Podcasts „tl;dr“.



Pro und contra heute in einem

Die ganze Wahrheit über die Philippinen, Gastland der laufenden und lesenden Frankfurter Buchmesse. Topp!

Von Harriet Wolff

Liebe Kinder, liebe Leserinnen und Leser: Ja, es stimmt, und auch wieder nicht – die „Republika ng Pilipinas“, die Republik der Philippinen, ist landschaftlich, politisch, geträketechnisch und meteorologisch stets feurig dabei. Denn klein-, mittel-, und großteilig betrachtet sind die Philippinen Teil des Pazifischen Feuerrings mit Erdbeben, El Tabasco Fili Daiquiri, Pizza und Vulkanismus (Letzeres gar nicht



Wahrheit Michael Ringel, Harriet Wolff Nicht im Bild: Christian Bartel, René Hamann

wahr). Hier hat der große Johnny Cash, 1963 zum ersten Mal seinen großen Country Song „Ring of Fire“ zum Besten gegeben – am 3. August war das (Einspruch, stimmt nicht!). Auf der höchsten Erhebung der Philippinen trug sich das zu, auf dem Berg Apo. Ja, ganz ohne Spotify! Das ist richtig, hier kein Contra nötig. Imelda Marcos, die Rose oder so ähnlich und noch nicht verblüht von Manila und spätere Diktatorengattin, war auch zugegen. Ring of Fire, at its best.

Pro Philippinen: 7.641 Inseln, contra: 7.641 Inseln! So viele Eilande kann kein Mensch in einem Leben und auch nicht in 7.641 Träumen vor und nach dem Tod bereisen. Gut jedoch, dass es im „Lupang Hinirang“, in der philippinischen Nationalhymne (Einschub: Weg mit Nationalhymnen! – bald Krasses dazu im nächsten Pro und Contra ihrer digitalen Wahrheit-Werktagstaz), also im „auserwählten Land“ der Filipinas und Filipinos so dermaßen viele Tiere gibt, dass die

tierliebe Wahrheit hiermit ihr Pro und Contra República de Filipinas einstellt. Ja, es ist wahr, wir kapitulieren in aller Schärfe und völlig verliebt vor dem Palawan-Pfauafasan, der Philippinenente, dem Affenadler und dem Rotsteißkakadu! Nächste Woche mehr hier. Beherzigen auch Sie derweil den Pilipinas-Wahlspruch: „Maka-Katotohanan, Maka-Tao, Makakalikasan at Makabansa!“ Für die Wahrheit, die Menschen, die Natur und das Land! „Wakas.“ Ende.

Dreizehn rote Bienen

Philippinen-Woche der Wahrheit: Beste Boys

Nichts lieben Pinoys und Pinays mehr als Karaoke. Da sie aber so gern alles selbst singen, haben heimische Musikgruppen nur wenige Chancen auf dem nationalen Markt. Eine Ausnahme ist da die Pinoy Band LTPB, was für „Lupang Hinirang Tatlong Pinoy Band“ steht. La Bu-buyog“ sind eine Gruppe aus über- setzt „Die Bienen“. Die Band besteht aus zwölf Mitgliedern, weil die Bienen auf den Philippinen als Ungeziefer gezählt gilt, und Filipinos sehr aber nicht bionisch. Und so folgt die Bienen-Gruppe das Pech. Am 17. Oktober traf es den Mann Samy Salong: Beim Konzert in Manila im Jahr 2025 fiel ihm auf der Bühne ein Blumentopf auf den Kopf, er trat in einen Farneimer und er fasste auf eine heiße Herdplatte – in zwei Minuten. Ein Zufall gewiss, dennoch gilt LTPB als die beliebteste Pop-Band der Philippinen. (MIR)



Staplerfahrer, Ramezan



Andreas Rüttenauer

Lebenslänglich Bayer: Lebenslänglich Ludwig

Weg hat er wollen. Raus aus Bayern. Das Königreich war nicht mehr viel wert seit der Reichsgründung 1871 und der Märchenkönig todunglücklich. Der Sonnenkönig, der französische, war doch sein großes Vorbild, nicht nur weil der es in Versailles so schön hatte, nein, vor allem wegen der absoluten Macht, die er ausüben konnte. Und er, Ludwig zwei, er stand nun unter preußischer Fuchtel. Das war doch kein würdiges Königsleben mehr, mag Ludwig gedacht haben, als er den Geheimrat Franz von Löhner um die Welt geschickt hat, um einen geeigneten Ort für ein mögliches Exil auszukundschaften. Der machte sich auf den Weg nach Chile, Uruguay, Paraguay und Bolivien, war nicht nur auf den kanarischen Inseln, Zypern und auf der Krim, sondern sandte auch Berichte aus Samoa, Fidschi, von den Sandwich-Inseln, aus Tahiti, Tonga und von den Philippinen. Sogar eine Verfassung für den Ort, den König Ludwig für sein Exil

erwerben wollte, soll im geheimen Hausarchiv der Wittelsbacher liegen. So hat man es Klaus Reichold und Thomas Endl, den nimmermüden Anekdotensammlern rund um Ludwigs Leben, erzählt. Aber nichts Genaues soll man wohl nicht wissen. Das geheime Hausarchiv könnte man nicht mehr geheim nennen, wenn das anders wäre. Die Philippinen sind jedenfalls wohl nicht allzu gut weggekommen in den Berichten des Kundschafters. Der schwärmte von den Tälern des Nils in Ägypten und vor allem von den Tälern des Hindu-kusch in Afghanistan. „Die Vorberge des Hindu-Kuh haben Ähnlichkeiten mit den lieblichsten Alpengeländen“, schrieb er. Ob man mögliche Nachkommen des Königs und Angehörige seines Hofstaats, wenn er denn damals wirklich ausgewandert wäre, wohl heutzutage mit Visa ausstatten würde, sollten sie sich vor den Taliban in Sicherheit bringen wollen? Erhebliche Zweifel sind da angebracht. Ludwig ist ja dann eh nicht ins Exil gegangen. Nicht nach Afgha-

nistan und auch nicht auf die Philippinen. Kundschafter Franz von Löhner hat ihm letztlich abgeraten. „Übersiedlung in ein fremdes Land, in ungewohntes Klima, unter neue Menschen und Verhältnisse ist ein höchst gewagtes Unterfangen. Sehr häufig verbindet sich damit unsägliches Elend“, hat er geschrieben. Und Ludwigs Hofsekretär Ludwig von Bürkel las aus den Berichten auch nicht gerade eine Empfehlung zur Ausreise des „Märchenkönigs“ heraus. Unzivilisiert sei die Bevölkerung auf den Philippinen. Dort würden nur Malaien leben. „Halbwilde“ seien das mit einem „Mangel an Kultur“. Das hat schon damals mit großer Sicherheit so nicht gestimmt. Und heute kann man in Bayern eh froh sein, dass sich so viele Pflegekräfte von den Philippinen im Freistaat angesiedelt haben. Ohne die müsste so manches Krankenhaus ganze Abteilungen schließen. Was das mit König Ludwig zu tun hat, mag man sich nun fragen. Gar nichts natürlich. Es kann dennoch nicht oft genug gesagt werden.



das wetter

Lang und Breit

Die Geschwister Lang und Breit tätigten all ihre Geschäfte mit allerergröster Diskretion. Mitzi Lang machte in Butterfahrten, Rolf Breit machte nichts. Das aber mit Leidenschaft. Zusammen verfügten beide über ein gar herrliches, ideelles Einkommen. Materiell herrschte Zeit ihres wunderbaren Lebens tote Hose und, ja, toter Rock.

gurke des tages

Der „Dicke Finger“-Fehlerteufel hat mal wieder zugeschlagen. Eine „spektakuläre Panne“ meldete dpa gestern aus New York. Für den Bezahlendienst Paypal wurde „aus Versehen“ eine Digitalwährung mit „300 Billionen Dollar“ generiert. Erneut ist ein übermüdeter Moneymaker mit dem Kopf auf der Tastatur eingepennt. Hilfeeeee!

taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag. Herausgeb.: taz die tageszeitung. Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin Postanschrift: Postf. 610229, 10923 Berlin Telefon: 030 | 25 902-0 | www.taz.de Chefredaktion: Barbara Junge, Ulrike Winkelmann, Katrin Gottschalk (stellv.) Chefredakteur: Peter Unfried

Lokalredaktionen: Nord-Hamburg: Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0 Bremen: Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0 Berlin: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 25 902 0

Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes: Barbara Junge LeserInnenbriefseite: Gaby Söhl Anzeigen: Sönke Tümmler Berliner Lokalteil: Marie Frank | alle Berlin Regionalteil Nord: Jan Kahleke | Hamburg LeserInnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de Fax: 030 | 25 902 516

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

taz Shop: 030 | 25 902 138

Anzeigenverkauf: taz-Anzeigenabteilung, Friedrichstraße 21 Tel.: 030 | 25 902 314 E-Mail: anzeigen@taz.de

Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH Friedrichstraße 21, 10969 Berlin Geschäftsführer:innen: Aline Lüllmann, Andreas Marggraf Gesellschafter: taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin

Vorstand: Pascal Beucker, Redakteur | Anne Fromm, Redakteurin | Aline Lüllmann, Kauffrau | Andreas Marggraf, Kaufmann | Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin

Aufsichtsrat: Tolgay Azman, Unternehmer, Hamburg | Dr. Astrid Deilmann, Historikerin, Berlin | Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/ Steuerberater, Bielefeld

Druck auf PALM Recyclingpapier: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg | MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Abo-Service: 030 | 25 902 590 9.00 – 16.00 Uhr | Mo. – Fr. Fax: 030 | 25 902 680 E-Mail: abo@taz.de Abo-Nummer nicht vergessen! Mtl. Mindestpreis regulär 44,80 €

